Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1855.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Zehnter Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten, gezeichnet von **L. Richter**, geschnitten in dem Atelier von A. Gaber in Dresden.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Seite



1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!



Wer von Euch, lieben Freunde! alt genug ist, um über die letzten fünfzig und sechszig Jahre zurückzublicken, der findet überall im Leben gar gewaltigen Wechsel und Unterschied, und wird sich's nicht verhehlen können, daß es nicht besser geworden ist im Laufe dieser Zeit. Ich will nicht hinausschauen ins bürgerliche Leben mit seiner Unruhe, seinen Umtrieben, seinen verrückten Vorstellungen, seiner Unordnung, Gesetzlosigkeit, Liederlichkeit, Armuth, Verdienstlosigkeit, Elend, Auswanderungsfieber, und nicht auf die Hirnentzündungen der

letzten Tage und Jahre — das wäre ein Blick in eine Wüstenei! Nein, ich will's enger nehmen. Ich will einmal in das Haus blicken, in die Familie, in den engsten Kreis, der Vater und Mutter umgibt.

Herrscht da noch das gehorsame, fromme, stille, thätige Leben, wie es vor fünfzig, sechszig Jahren war? —

Thätig seid Ihr noch, und Viele sind's mit Euch. Es gilt auch; denn ruht die Hand träge im Schooße, so geht's den Krebsgang mit dem Wohlstand und Bestehen. Arbeiten müssen wir Alle — Der so, Jener anders; aber arbeiten müssen wir, sonst haben wir nichts zu essen, und der Magen ist kein Soldat, der aufs Commando hört; aber wie ist's weiter? Leben die Leute noch so stille, friedlich und ruhig dahin wie früher, wo noch keine Winkeladvocaten vom Ferkelstich lebten und die Leute hinter und an einander hetzten, daß es Prozesse gibt und ihr Waizen blüht? Leben sie noch so stille, wie früher, wo der Bauersmann keine Zeitung las und sich um die Welthändel nicht kümmerte, sondern um die Fruchthändel und Viehhändel, die ihn nahe genug angingen? Leben die Leute noch so einig und friedlich wie damals, als noch die ewigen Wahlen nicht waren, die sie aufregen und zu Haß und Feindschaften führen? — Ist noch der stille Kindergehorsam wie damals? Nein! Gott sei es geklagt! — Nein, so ist's nicht mehr. Die Zeitungen werden gelesen, die durch tausendfache Lügen die Köpfe confus machen, weil die Leute die Redensart vergessen haben: „Der lügt wie gedruckt!“ Weil sie meinen, wie's in der Zeitung stehe, so sei's wahr. Du lieber Gott, wie sind sie so irre! Da lügt Jeder nach Herzenslust und Parteihaß, und die Wahrheit zu finden ist oft kaum möglich. Die Winkeladvocaten hetzen zu Prozessen, schimpfen über Obrigkeit und Gesetze, und führen die Leute ins Verderben. Kann da Stille und Friede gedeihen? Und die Kinder — ja das heranwachsende Geschlecht weiß Alles besser; fährt Vater und Mutter über Maul und Nase; trumpft sie, daß es klappt; thut was es will und läßt Vater und Mutter darben, wenn sie alt werden und so dumm sind, sich auszuthun, ehe sie schlafen gehen. Damals gab der Sohn dem Vater seinen Verdienst, den er im Taglohne gewonnen,

und der Vater kaufte ihm, was er brauchte, gab ihm auch etwas Taschengeld, und so half der Sohn, die Tochter die Haushaltung im Stande halten. Heutzutage ist's umgekehrt. Der Sohn behält seinen Verdienst, und ich kenne Familien genug, die ihre Kinder um Geld für Salz und Öl bitten müssen! Staat kaufen; sich putzen; Uhren kaufen und kostbare Lumpereien, darauf hinaus geht der Kinder Dichten und Trachten, und Vater und Mutter sind bloß da, sie zu ernähren. Zanken einmal die Eltern, dann können sie sich ducken und die Faust im Sacke machen, wenn's nicht ein Unwetter geben soll! Und nun — sind denn die Leute noch so fromm wie früher? Da liegt's! Nein, sag' ich mit traurigem Herzen. Das Wort Josua's, das vor wenigen Jahren noch vor den Vertretern seines Volks ein christlicher König bekannte: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!" — Dies Wort gläubig-treuen Bekenntnisses fehlt. Aus dieser trüben Quelle fließt alles Elend der Familien, und aus dieser das des Volkes. Wenn ich in früheren Zeiten in ein Haus am Morgen trat, — und mein seliger Vater sagte mir das noch oft von seiner Zeit — so begann der Tag mit Gott. Das Haus diente dem Herrn. Da lag die Bibel, der Schatz des Hauses, und der Vater las einen Psalm vor; dann betete er das Morgengebet aus Schmolke's, Habermann's oder Starck's Gebetbüchern; las oder sang mit



der Familie ein Lied aus dem Gesangbuch und dann ging's an die Arbeit. Mit Gott gethan, ist wohlgethan! Die Arbeit förderte. Das Herz war froh. Gottes Hilfe und Segen war nahe. Das war der Morgensegen und der heiligte das Tagwerk; vertrieb den Unmuth, die Sorgen; ließ keinen Zwiespalt aufkommen und legte seinen Frieden in die Seele.

Kam der Abend, so las der Vater den Abendsegen, und nicht selten wurde ein geistlich Abendlied gesungen, und Alt und Jung ging zur Ruhe. Ich wollt's Buben und Mädchen nicht gerathen haben, wenn sie sich hätten gelüsten lassen, noch hinauszugehen. Der Vater war der Herr und Priester im Hause. Ihm gehorchte Alles, Weib und Kind, Knecht und Magd. Da war Friede, Stille, Ordnung, Fleiß im Hause. Es war ein Tempel Gottes. Da war die Kinderzucht eine rechte und christliche, und aus dem Worte Gottes lernten die Kinder, was sie ihren Eltern schuldig waren. Seit der Hausgottesdienst abkam, kam der breite Strom des Verderbens zur Hausthüre hereingebraust und schwemmte Friede und Freude, Glück und Segen, Wohlstand und Ordnung, Gehorsam und Liebe hinaus, und — die Tenne ist leer und hart! — Seht um Euch! Wo er geblieben ist, wo er gepflegt wurde, da wohnt noch all' der Segen! — Kann's anders sein? Gott wendet sich ab von dem Gottlosen, und los von Gott hat sich die Welt, haben sich die Menschen gemacht, seit das Gift der französischen Revolution in die Herzen und Adern kam. Damals fing der Jammer an, der bisher alle Tage wuchs.

O, ich weiß es, Viele, die dies lesen, sagen: Er hat, bei meiner Seele! Recht! — Ihr, die Ihr, als Kinder dieser Zeit, meinet, es sei nicht so, prüfet und fraget und die Antwort wird nicht fehlen! — Mir ist nicht bange davor, daß sie gegen mich ausfiele.

Wir blicken alle zurück nach dieser hingestorbenen Zeit des Segens, wie in ein verlorenes Paradies. Aber was hindert uns, es wieder zurückzuführen? Die Bibel ist noch da; das Gesangbuch auch; das Gebetbuch gleichfalls; nur die Leser, die Sänger, die Beter fehlen. Laßt es uns sein! Kommet, meine Lieben! kommet; wir wollen es aussprechen, frisch, frei, fest aussprechen: „Ich und mein

Haus, wir wollen dem Herrn dienen!" Wir wollen wieder den Morgensegen und den Abendsegen uns bei dem Herrn holen, wo er zu finden ist. Aber es soll fest sein! Nicht heute bloß, alle Tage, für immer! —

Wir wollen Morgens wieder singen: „Wach' auf, mein Herz," oder ein anderes Lied voll Glaubenskraft und Glaubenssaft. Wir wollen wieder einen Bibelabschnitt folgen lassen und dann das Gebetbuch nehmen und beten aus Herzensgrund. Laßt sehen, wie die Arbeit fördert! Laßt sehen, wie froh das Herz wird! Laßt sehen, wie friedlich es im Hause wird! Laßt sehen, wie es um die Kinder besser steht! Wir Eltern hören des Herrn Mahnwort zur Kinderzucht, und die Kinder hören des Herrn Wort zum Gehorsam. Wir wollen keine Prozesse, keinen Hader; wir lieben uns wieder und Gottes Segen begleitet uns.

Wir wollen wieder den Abendsegen beten und singen, und wir ruhen wieder in Gottes Hut und Schirm.

So, ja nur so kommt wieder Glück und Segen zu uns, und es liegt sein ganzer Reichthum in dem Wort:

„Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!"





2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1834.

Das erste Räthsel Nr. 6 in der Reihe der Aufsätze ist: die Thräne. Nimmst du's als einzelnen Tropfen — so ist's des Säufers Herzeleid, wenn er sie im Glase sieht. Traurig, daß ein Mensch so weit kommen kann, daß er Gesundheit und Ehre, Glück und Segen, Seelenheil und Familienglück — im Glase untergehen läßt. Da ist es eben der Brantweintrinker, der



am Schnellsten und Tiefsten sinkt und rettungslos an Leib und Seele untergeht. O des Jammers! O der Verantwortung vor dem ewigen Richter! Hängt die Thräne im Winter an der Nase, so braucht dir der Nachbar nicht zuzurufen: Es ist kalt heute! Preßt sie einem Bruder die Angst aus, o dann eile und hilf! Preßt sie tiefes Leid hervor, ach dann tröste, daß auch du getröstet werdest von Obenher. Manchmal lachen die Fröhlichen, daß sie Thränen in die Augen kriegen — Nein — denen geht's wohl nicht übel; aber Freude und Leid hängt nahe an einander und Maßhalten ist eine Tugend. Das Zweite, Nr. 12, ist: das Salz. Weiß ist's, wie Schnee, aber es schmilzt nicht,

wenn's heiß wird. Es ist die köstlichste Gottesgabe, ohne die wir nicht leben können. Wenn man Salz in einem tiefen Keller auf Eis legt, so erhält es das Eis bis in den Sommer. Auch das Fleisch, das weiß die Hausfrau; aber Salz im Kopfe wird der gesunde Verstand, der „Verstehtihrmich" geheißen. Fehlt's da — o weh! Noch Eins, Christus sagt: „Ihr Christen sollt das Salz der Erde sein;" das heißt, Ihr sollt durch Euere Frömmigkeit das rechte Leben würzen und auch das Leben Euerer Nebenmenschen durch Wort und Beispiel bessern. Merk's! Wenn dies Salz dumm, schlecht, unschmackhaft, unbrauchbar wird, womit soll man dann salzen? Merk's, es gilt dir!

Das Dritte, Nr. 20, ist: die Schuld. Die Schulden kommen wohl von der Noth, aber sie machen noch größere und haben manchen Leichtsinnigen ums Hüttchen gebracht. Hüte dich vor ihnen wie vor dem Feuer! Und hast du sie — so zahle sie sobald als möglich, dann wird deine Seele erst wieder froh und frei; aber es gibt noch eine schlimmere — das ist die Schuld der Sünde, der Übelthat. Die raubt Ruhe, Frieden, Seligkeit. O halte rein dein Herz und deine Hand von solcher Schuld! Gottes Wege gehen, schützt allein davor.

Das Vierte, Nr. 25, ist: Seines Gleichen. Mancher ist so tüchtig, daß er kaum seines Gleichen findet. Mancher Narr bildet sich ein, er finde es nicht; den muß man bemitleiden; Hochmuth kommt immer vor dem Fall. Er ist der Menschen Abscheu, und Gotteswort sagt: „Der Herr wiederstehet dem Hoffärtigen, aber dem Demüthigen gibt er Gnade! Merk's.





3. Bücher, die gut und schön zu lesen sind.

Da bring' ich Euch wieder Mancherlei und zwar:

I. Was zu christlicher Erbauung trefflich ist:

a) Besser's Bibelstunden, für gefördertere Christen trefflich!

b) Übung in der Heiligung von Georg Nitsch, weiland Generalsuperintendent des Fürstenthums Gotha. Bei Mühlmann in Halle.

c) Freudenspiegel des ewigen Lebens von Dr. Philipp Nicolai, weiland Pastor in Hamburg. Das ist altes Gold in Fülle. Ebendaselbst.

d) Passionszeiger zu heilsamer Betrachtung des bittern Leidens und Sterbens Jesu Christi von Valerius Sterberger. Alte, derbe Kraft und Glaubensfrische. Bei Fricke in Halle.

e) Erbauliches und Beschauliches aus dem Nachlasse von Carl Berthel, darinnen steckt viel Köstliches. Bei Mühlmann in Halle.

II. Unterhaltendes und Lehrreiches:

a) Erzählungen aus den Zeiten der Religionskriege und Religionsverfolgungen in Deutschland von Carl Strack. Friedberg bei Scriba. Da ist viel Ernstes zu bedenken.

b) Erzählungen aus dem Volksmunde. Halle, Fricke.

c) Die Abenteuer Herzogs Christoph von Bayern, genannt der Kämpfer. Zwei Bände. Frankfurt, Sauerländer. Da ist viel Spaßiges und Ernstes, Rauhes und Zartes,

Wunderbares und Mährchenhaftes zu lesen, so recht, wie es in den Chroniken geschrieben ist, aber köstlich zu lesen!

d) Der alte Schmiedjacob hat auch wieder einen zweiten Band seiner Geschichten bei Sauerländer in Frankfurt erscheinen lassen. Der ist Euch ein alter Bekannter!

e) Der Spinnstubenschreiber redet nicht gerne von sich, aber er muß doch erwähnen, daß er bei Kreidel in Wiesbaden, um ein Billiges fünf Büchlein zu Weihnachten 1853 hat ans Licht treten lassen für die reifere Jugend und die Alten, nämlich: 1. Der Orcan auf Cuba; 2. das Erdbeben von Lissabon; 3. die Eroberung von Moskau und der Rückzug der Franzosen aus Rußland; 4. das Leben des Feldmarschalls Derfflinger, und 5. der Prinz Eugenius.

Auch sind

f) von seinen gesammelten Erzählungen Anno 1853 wieder zwei Bände in J. D. Sauerländer's Verlag erschienen.

Ferner möchte ich Euch sagen, daß aus der größern Sammlung von Erzählungen, die ich in J. D. Sauerländer's Verlag herausgebe, ein Auszug erschienen ist, der unter der Aufschrift:

Rheinische Dorfgeschichten von W. O. von Horn Manches Euch Anziehende enthält und billig zu haben ist. *)

Auch ein anderes Büchlein empfehle ich Euch. Es heißt:

Volksgeschichten von Louis Würdig, Dessau bei Neuburger, 1853.

Und wenn Eins und das Andere von Euch sich einmal nützlich über die so heilsamen Kleinkinderschulen oder Bewahranstalten belehren und wissen will, wie man's da recht treibe, daß die Kindlein frühe nicht nur geweckt, sondern zum Herrn geführt werden, so empfehle ein klein, aber köstlich Büchlein, welches in J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt erschienen ist und heißt:

Grundzüge der Erziehung und des Unterrichts in den Kleinkinderschulen zu Frankfurt

---

*) Vier Bände mit 8 Illustrationen vom Professor L. Richter kosten nur Rthlr. 1. 21 Sgr. oder fl. 3.

am Main, zugleich: eine Anleitung für Eltern, ihre Kinder erziehlich zu unterrichten und für die Schule vorzubereiten.

Der Oberlehrer Jekel in Frankfurt am Main, der's geschrieben hat, verstehets gut, und manche Mutter kann da etwas lernen, was ihrem Kindlein Segen und ihr Freude bringt.



4. Der Geizhals und sein Nachbar.

Eine Geschichte.

I.

Heute muß ich Euch in eine Sterbestube führen, sagte der Schmiedjacob, wenn ich meine Geschichte anfangen will. Auch dahin muß der Christ gerne gehen, denn „recht sterben" ist eine schwere Kunst, und wohl dem, der sie gelernt hat.

Ein kleines Stübchen war matt von einer Ampel beleuchtet. Die Wände waren braun und dunkel, und dieses

Aussehen lag nicht an der Unreinlichkeit derjenigen, die hier wohnten, denn sonst war Alles nett und ordentlich im Stübchen. Es war die Armuth die alleinige Ursache. Die Bewohnerin konnte nicht erschwingen, was der Tüncher für das Ausweißen forderte. Ein großer alter Ofen gab eine mäßige Wärme von sich. Vor der Ampel stand der alte Wasserkrug, daß er den Lichtstrahl von der Ecke abhalte, wo ein ärmliches Bett stand. In dem Bett lag eine Todkranke. Die eingefallenen Züge, der matte Blick, das kurze, schwere Athmen und der ganze Todesausdruck des Gesichtes kündigten es an, die Leidende sei nicht mehr ferne von dem Ziele der Auflösung, das uns Alle früher oder später erwartet. Ihre Hände waren betend gefaltet. Vor dem Bett, zu dessen Häupten ein kleiner Tannenholztisch stand, saß eine stattliche, schöne Frau von etwa vierzig Jahren. Der Ausdruck ihres Gesichtes war Ernst, Trauer, Wehmuth, und die Thränen, welche leise über ihre Wangen rieselten, bezeugten es, wie nahe ihr der Zustand der Leidenden gehe, und wie sehr ihr Herz in Liebe und Theilnahme an ihr hänge.

Etwas weiter gegen die Füße der Schwerkranken saß ein Alter, dessen Angesicht, gefurcht von mancher schweren Lebensstunde, eine nicht geringere Theilnahme verrieth, als das der schönen Frau. Sein Schädel war schier ganz kahl. Nur wenige Haare waren noch an den Schläfen und am Hinterhaupte sichtbar, und sie waren schneeweiß. Die dürftige, zwar reinliche, aber überall geflickte Kleidung zeigte es an, daß Wohlstand ihm unbekannt, Armuth und Noth aber seine steten Begleiter waren. Seine Gestalt schien in sich selbst versunken und doch lauschte sein Ohr jedem Athemzuge der Kranken.

Am Fußende der Bettstelle stand eine Kiste, und auf dieser saß ein blühend schöner Knabe. Auch seine Hände waren gefaltet und der selbst im tiefen Schlafe noch wahrhaft verklärte Ausdruck seines Gesichtes ließ es vermuthen, daß er mit dem Gebet auf den frischen Lippen eingeschlafen, und die Thräne, die noch auf seiner rothen Wange schimmerte, legte die Gewißheit nahe, daß dies Gebet aus tiefer, frommer Seele gekommen war. Die Macht der Natur hatte überwältigend das weinende Auge geschlossen. Der blondlockige Kopf lehnte wider der

Bettstelle. Sein Schlaf war tief, fest, ruhig, weil er ihn lange entbehrt hatte.

Eine tiefe Stille herrschte in dem Stübchen, und man hörte nur das schwere Athmen der Kranken und den gleichförmigen Ton des Pendelschlags einer alten Schwarzwälder Holzuhr, die an der Wand hing.

Jetzt unterbrach der leise Ton der Stimme der Kranken die tiefe Stille. Eva, sagte sie, hast du mit dem Bendersvetter geredet? Kann ich's so machen, wie ich dir gesagt? Er ist der Landesrechte kundig.

Gewiß, sagte die vor der Kranken sitzende Frau, gewiß hab' ich mit ihm geredet und habe dir's ja auch schon gesagt. Du hast es aber wieder vergessen. Er wird der Vormund deines Kindes und wäre selber zu dir gekommen, aber er liegt selbst im Bett und ist krank. Mach' dir darüber keinen Kummer mehr. Du weißt, Bender ist ein treuer, ehrlicher Mann. Was er zusagt, darauf kann man ein Haus bauen.

Ja, ja, sagte die Kranke. Gott lohn's dir und ihm. Er war immer mein Rath und Beistand. Hab's vergessen, daß du mir's sagtest. Ach, ich bin so schwach, so todtmüde. Ich fühle, daß ich sterbe. Den nächsten Tag erleb' ich nicht. Gib mir deine Hand, Eva, die treue, gutthätige Hand, die so manchmal meine Thränen getrocknet hat! So! Ach, du warst immer wie eine Schwester gegen mich, und hast mich arme Wittwe nie verlassen, am wenigsten in schweren Tagen. Dank und Gotteslohn dir! Sein Segen komme über dich und deine Kinder! Ach — ich wollte ja gerne meine arme Seele in Gottes Hand befehlen, hab' ja doch auf dieser Welt wenig Freude erlebt, — wenn nur Eins nicht wäre — Eins — ach — das drückt mich so schwer! —

Weiß schon, gute Martha, sagte Eva, es ist die Sorge um deinen Ludwig —?

Die Kranke nickte und richtete den matten Blick auf sie.

Du kannst ja ruhig sein, Martha, sagte Eva. Er hat einen treuen Vater im Himmel, wenn Gott dich abruft. Er ist der Waisen treuer Vater. Bender ist ein braver Mann, der sein Vormund wird, und ich — liebe Martha, ich will, so wahr mir Gott hilft, ihm eine treue Mutter

sein. Du kennst mich ja lange genug, um zu wissen, wie ich es mit dir und deinem Kinde meine. Quäle dich mit Sorgen dieser Art nicht mehr!

Die Kranke hob die Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Glauben, Hoffnung und Seligkeit zum Himmel. Sie ließ Eva's Hand los und faltete die ihrigen wieder. Leise bewegten sich ihre Lippen. Was sie dachte, war Segen; was sie betete, war Segen. Sie redete im Gebete mit dem Herrn.

Nach einer kurzen Stille sagte sie leiser: Du hast einen schweren Stein von meiner Seele genommen. Nun kann ich ruhig sterben. Du, Lips, ziehst ins Häuschen, gelt? — Der alte Mann sagte: Ja, Martha. Er wischte sich eine Thräne weg.

Ach, sagte die Kranke, deren Kräfte schnell hinschwanden, Ludwig schläft so süß. Weckt ihn nicht. Wenn Ihr könnet, so hebt mich ein Wenig in die Höhe. Ich will mich knien, daß ich ihn noch einmal sehe und — ihn segne!

Lips trat leise auf die andere Seite des Bettes und Eva blieb an der vorderen. Sie hoben schonend die Kranke empor und hielten sie aufrecht, daß sie sich knien und auf ihr Kind hinbeugen konnte. Sie legte die zitternden Hände auf des schlafenden Knaben lockiges Haupt. Lange ließ sie sie da ruhen und blickte betend nach oben. Dann warf sie noch einmal einen Blick auf das blühende Antlitz des Knaben, einen Blick, in dem der ganze heilige und umfassende Ausdruck der Mutterliebe sich aussprach — nickte mit unendlicher Freundlichkeit ihm zu und sagte dann: Legt mich nun wieder nieder, ich hab' ihn ja noch einmal gesehen! —

O mein Kind! mein Kind! flüsterte sie weinend und dann wurde es stille. Die Kranke hatte ihre Hände auf ihre Augen gedrückt, als wolle sie das theuere Bild sich tief, unvergeßlich, einprägen in die Seele.

Nach einer Weile sagte sie: Eva, du hast immer so erwecklich gebetet; dort liegt das Gebetbuch. Seite 207 steht das Gebet, einem Sterbenden vorzusprechen. Willst du es lesen? — Eva zerdrückte ihre Thränen, nahm das vielgebrauchte Buch und las in tiefer Andacht mit wohl-



lautender, sanfter Stimme das innige Gebet. In dem Tone ihrer Stimme lag etwas, was tief die hörende Seele ergriff. Es war der fromme Glaube, der in ihrer eigenen Seele lebte und waltete, der sich in jedem Worte kund machte. Die Heiligkeit der Stunde erhob auch ihre Seele mit heiliger Macht.

Als das Gebet geendet war, dessen Amen Lips halblaut wiederholte, wandte sich Eva zu der Kranken.

Der Tod hatte schon sein Siegel auf das Angesicht gelegt, aber es lag auch der volle, reiche Frieden einer Seligen darauf.

Eva fuhr heftig zusammen. So nahe hatte sie ihr Stündlein nicht gedacht. Sie neigte ihr Ohr auf ihren Mund und nur noch einige leichte Athemzüge hörte sie. Jetzt neigte sie ihren Mund zu Martha's Ohr und sagte: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben! Ich lebe und Ihr sollt auch leben! Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe! Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände! Amen."

Noch einmal schlug die Sterbende das Auge auf; lächelte ihr zu, wie eine Selige; hauchte leise: Amen! und — hatte vollendet. —

Eva und Lips sanken auf ihre Kniee am Bett nieder. Lange und tief war die Stille im Stübchen, und als sie aufstanden, drückte Eva weinend der Seligen die Augen zu und sagte, in ihrem Innersten erschüttert: Schlaf wohl, du arme Dulderin!

Und wieder wurde es still im Stübchen und man hörte nur ein leises Schluchzen.

Da schlug die Wanduhr langsam zwölf und der Knabe regte sich erwachend.

Eva wischte ihre Thränen weg, sammelte sich und sagte: Sei stille, Ludwig, deine gute Mutter schläft. Wecke sie nicht. Ich denke, du gehst mit mir hinüber in unser Haus und legst dich zu Jacob ins Bett.

Wollt Ihr hier bleiben, Lips? fragte sie den Alten. Ich lege den Knaben zu Bett und komme dann wieder, wenn Ihr wollt. Legt Euch in Frieden, sagte Lips. Es ist nicht das erste Mal, daß ich so wache. Und hier kann ich's ja so gut. Ihr bedürft auch der Ruhe. Ich habe sie jetzt nicht nöthig, und die da schläft ja im Frieden. Er sprach das mit bewegtem Ton, aber ruhig. Eva reichte ihm die Hand und ging mit dem Knaben weg, der nicht ahnete, welch schwerer Verlust ihn betroffen; Lips aber griff zum Gebetbuche, das noch auf dem Tische

lag. — Er schlug das Gebet am ersten Ostertage auf und es war ihm, als müsse er dem noch bei seiner gebrechlichen Hülle weilenden Geiste diese Lebensworte zurufen. Er las laut und überwand so die Schauer, die die Nähe des Todes Jedem bringet. Und als er gebetet hatte, und so stille dasaß, wurden seine Gedanken laut, wie es seine, des alten Junggesellen, des Einsamen, gewohnte Weise war.



Wohl dir, sagte er, du arme, gute Martha! Du hast endlich den Frieden errungen, den dir diese Welt nicht gab und bist nun bei deinem guten Manne, der dir voran= ging. Hast viel erduldet in diesem Jammerthale! Bist ein armes verlassenes Waisenkind gewesen, das Hunger= und Bettelbrod essen mußte, und das ist hart und auch die Thränen des Elends und Jammers erweichen es nicht. Aber Gott hat allezeit deine Seele rein und gut erhalten. Hast vielen wunderlichen Herren und Frauen

treu gedient und gehorsam; Tag und Nacht gearbeitet — bis deine Jugendkraft erschöpft, deine Gesundheit untergraben war. Du Arme! Da schien dir die Sonne des Glücks einmal. Du heirathetest den Mann, dem du in treuer Liebe angehörtest, aber als dein Ludwig das Licht der Welt erblickte, starb er dir hin nach langem Siechthum in der Kraft seiner Jahre. Armes, armes Weib, du hast den Kelch der Trübsal geleert bis auf die Hefen. Und nur dein liebes Kind hielt dich aufrecht, das deiner so sehr bedurfte; aber, wie hast du gerungen und gekämpft bis dem Dorn des Schmerzes die Spitze abgebrochen war! Nun, Gott verließ dich nicht. Er sandte dir einen tröstenden, helfenden Engel — er sandte dir die treue Eva. Die hat dir die Tage deines Jammers gemildert; hat dich Nackte gekleidet, dich Durstende getränkt, dich Hungernde gespeist, dich Kranke besucht und mit der Milch ihrer Brust dein Kind gestillt, als du darniederlagst. — Sie war ihm damals schon, als du noch lebtest, eine treue Mutter; wieviel mehr wird sie es jetzt sein, wo sie dir es gelobt auf dem Todtenbett! O da muß Gottes Segen sich zeigen — an ihr — und ihrem — Hause. Ja — sicht — bar — lich! — Und sein Auge sank zu im sanften Schlaf, in den seine treue Seele den Leib hinüber geleitet. Er hatte in den letzten Nächten an Martha's Bett treulich gewacht und die Gebrechlichkeit des alten Leibes konnte solche Anstrengungen nicht mehr so gut ertragen, als in früherer Zeit, wo er in aufopfernder Liebe an gar manchem Krankenbett pflegend und wachend geweilt hatte, Allen im Dorfe lieb und werth, weil er ein mildes, weiches Herz und einen felsenfesten Glauben mitbrachte an die Krankenbetten, den Leidenden und ihren Angehörigen zum Troste. —

Seht, sagte Schmiedjacob, die Armuth hat auch ihren Trost und der Vater im Himmel ist erst recht ihr Vater, wenn sie an ihm, bei ihm, in ihm bleibet. Obwohl ich weiß, daß viele reiche Leute kein rechtes Herz für die Armuth haben, Gott verzeih's ihnen! so weiß ich doch auch wieder viel tausend Exempel vom Gegentheil, wo nämlich reiche Leute rechte Armenfreunde sind, rechte, die heilen, erquicken, helfen, rathen. Das ist auch wahr, daß

unter den Armen noch weit mehr Neid gegen einander herrscht, als unter den Reichen; aber ich weiß auch, daß es viele Arme gibt, die ein rechtes Herz für ihre Leidensbrüder haben. Es menschelt halt überall, und wo es menschelt, da ist's nicht, wie's Gott haben will. Damit komme ich auf den alten Lips, den Ihr im Stüblein fandet bei der armen Martha. Da waren zwei Samariterherzen, ein reiches, die liebe Eva, von der ich noch viel reden werde und ein armes — der alte Lips.

Er war ein armer Tagelöhner, der allein durch das Leben ging, so ein „alter Junggeselle," wie wir sagen. Solche Junggesellen sind in der Regel eckige Kerle, eigensinnig und starrköpfig, weil sie es immer mit sich allein zu thun haben; eigensüchtig und selbstsüchtig, weil sie für Niemanden zu sorgen haben, als fürs eigne Maul, und meinen dann, die ganze Welt drehe sich um sie allein herum; kalt und lieblos werden sie, weil keine liebe Frau, keine lieben Kinder ihr Herz erwärmt — in Summa, es sind in der Regel viereckige Kerle, mit scharfen Ecken und Kanten, an denen sich mancher brave Mensch wund stößt, läßt sie laufen und denkt: Geh' deine Wege, Brummtopf; ich bin ja mit dir nicht verheirathet, daß ich mit dir leben müßte! Und das macht wieder, daß sie noch aparter, hartköpfiger und liebloser werden, und sich immer mehr vereinzelnen.

So war aber Lips nicht genaturt. Aller Kinder Liebling war er im Dorfe, weil er oft etwas für sie hatte und jedem freundlich war; alle Alten hatten ihn gerne, denn es war kein Unglück im Dorfe, so war er gewiß zuerst zur Hilfe da; kein Leid, wo er nicht Trost brachte; keine Krankheit, wo er nicht zur Pflege um Gottes willen bereit gewesen wäre. Er war ein fleißiger und treuer Arbeiter, der zu sagen pflegte: Ein Tagelöhner vermiethet an seinen Arbeitgeber seine Kraft, seine Treue und seinen guten Willen. Er kriegt seinen ehrlichen Lohn, daher muß er auch ehrlich geben, was er für solchen Lohn vermiethet hat. Daran denken Wenige. Ist nur der Tag herum, denken sie, dann kommt mein Lohn; ob ich ihn verdient oder nicht, das ist Einerlei; aber das ist nicht Einerlei vor Gott und dem Gewissen eines Redlichen.

Auch Lips dachte so nicht; darum suchte ihn Jedermann, und die Hausfrauen hatten auch immer etwas für ihn übrig. In einem Dachstübchen, wo Wind und Wetter oft von verschiedener Seite sich begegneten und Gesellschaft hielten, das Eine nämlich durch die zerbrochenen Fenster, der Andere durch die Fugen, die klafften, wohnte er. Da war ein alter Stuhl, ein wackeliger Tisch, ein Bett von Haferspreu und eine Kiste sein Ein und Alles. Bei aller Liebe der Leute zu ihm, war doch der Hunger kein ganz fremder Gast bei ihm, und die Winterkälte schüttelte manchmal die alten Knochen, daß die wenigen Zähne mit einander klapperten, als hätten sie sich von der Härte des Winters Viel vorzuklappern. Er war ein Vetter der armen Martha, und stand ihr oft mit Rath und That bei und übte einen recht heilsamen Einfluß auf ihr Kind aus. Seit sie krank war, pflegte er sie in jeder freien Stunde und gar manche, traurige Nacht wachte er an ihrem Bett und erquickte sie durch Vorlesen aus Gottes Wort, Gebet und Gesangbuch.

Martha fühlte, daß sie sterben würde. Darum ließ sie einmal den Bender rufen, der auch noch ein entfernter Vetter von ihr war, und redete mit ihm über ihr Häuschen und ihr Äckerchen, das sie wollte ihrem Kind erhalten haben. Der treue Lips, sagte sie zu ihm, wohnt so übel. Ich hätte ihn zu mir genommen, wenn ich mehr hätte, als dies Stübchen; aber wenn ich nun sterbe, so soll er hier herziehen und meinen armen Ludwig pflegen und erziehen. Gelt, Bendersvetter, sagte sie, das geht doch? Hauszins darf er keinen geben und auch keinen Ackerzins. Dafür ist der Ludwig bei ihm, und wenn ihn Eva zu sich nähme, soll Lips doch frei im Häuschen wohnen.

Gewiß, darfst du das, Martha, sagte der ehrliche Bender. Ich will dir's aufsetzen und du unterschreibst, wenn's dem Lips recht ist. Dann hat das Gericht seine Nase davon zu lassen! Das that Bender, nachdem sich Lips bereit erklärt hatte. Sie machte ihr Handzeichen, da sie nicht schreiben konnte, und Eva und Bender unterschrieben's als Zeugen. Vom langen Wachen war der arme Lips so müde, daß er tief eingeschlafen war. Als indessen das erste Streiflicht der Morgenröthe herauf schoß;

die Schwalbe in ihrem Nest über dem Fenster zu zwitschern anfing und das Rothschwänzchen pipte und krächzte in seinem eigenthümlichen Gurgelton, auch in Stoffel's Hühnerstall der Hofhahn laut schlug, die Flügel schwang und krähte, erwachte er, rieb sich die Augen, blickte auf die im Frieden Gottes entschlafene und ruhende Martha, seufzte tief und langte nach dem Gebetbuch, um, wie es ihm zur seligen Gewohnheit geworden war, seinen Morgensegen zu beten.

Als er das Buch zugeschlagen, gab er sich den Gedanken hin, die ihm nahe lagen, und diese Gedanken wurden wieder laut, wie es ihm zur andern Natur geworden war.

Wie wird die Eva das rund machen? der Stoffel hängt am Gelde, wie eine Klette im Haar. Liebe und Erbarmen kennt er nicht. Den armen Buben wird er nicht dulden. Nun, Lips, dann bist du ja noch da, so lange Gott will, und thust das Deine, daß der Bub' in der Furcht Gottes aufwächst. Ja, ja, das will ich! Der Stoffel gibt keinem Armen ein Almosen — ja — er hetzte sie mit dem bissigen Spitz, der ein Kerl ist, wie sein Herr, zum Hofe hinaus, wenn er vor seiner Frau Kurasch dazu hätte. Wüßt' der, was die gute Eva heimlich Gutes thut — er risse sich die Haare aus. Wenn dem Gottes Segen zuströmt, so ist die gute Frau es, die ihn von Gott empfängt, denn er wär's nicht werth. —

Ohne Zweifel hätte er noch so fort geplaudert, wenn nicht die allmählich erwachende Thätigkeit der Bauern seinen Betrachtungen eine andere Richtung gegeben hätte. Da schirrte Einer die Pferde, dort ein Anderer die Ochsen an. Da fütterte eine Hausfrau die gackernden Hühner, dort ging sie mit dem blanken Melkeimer nach dem Stalle, die frische Milch zu holen. Immer belebter wurde es draußen, nur in dem Stübchen war es stille, denn es war die Stätte, wo eine entseelte Menschenhülle lag und eine Menschenseele in gebrechlicher Hülle dabei saß und durch das kleine, aber helle Fensterlein hinaussah in das bewegte Leben, das sich dort überall geltend machte, und in dem Grade mehr, als der volle Tag in sein Recht kam und die Sonne ihr Licht über die Welt ausgoß.

Es mochte etwa halb Fünfe sein, als sich die Thür öffnete und Eva hereintrat. Sie trug einen Topf und einen Teller nebst einem Löffel. Im Henkelkorb am Arme hatte sie einen Laib Brod und einen Käs.

Mit wehmüthiger Freundlichkeit grüßte sie den Alten, stellte ihre Eßvorräthe auf den Tisch und sagte: Langet zu, Lips, denn ich glaube Ihr ekelt hier nicht? —

Nein, sagte der Greis. Wir müssen alle sterben, Eva, und wohl dem, der so stirbt, wie Martha. Furcht hatte ich keine und auch keinen Ekel.

Nun, dann gesegne es Euch Gott! sprach Eva, warf einen Blick voll Liebe und Trauer auf die Leiche, die so friedlich da lag, als schlummere sie nur, und setzte dann hinzu: Ihr habt Recht, Lips, hier könnt' ich auch essen und schlafen. Lips nahm sein Mützchen ab, betete: Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne uns, was du uns bescheret hast. Amen. Amen! sagte aus Herzensgrunde Eva, trat dann zum Bett, zog ein Tuch heraus, benetzte es mit Essig und breitete es über die Entschlafene; dann setzte sie sich zu Lips an den Tisch und man sah es ihr an, sie hatte etwas auf dem Herzen, was nicht recht herunter wollte. Lips merkte das auch und sagte: Eva, warum macht Ihr so lange? Ich sehe wohl, daß Ihr etwas auf der Seele habt, das Ihr mir sagen wollt; redet doch?

Nun ja, sprach Eva und eine glühende Röthe der Scham flog über ihr schönes Gesicht. Ihr wißt, Lips, das Sprüchwort sagt: Wer sich die Nase abschneidet, verschändet sein Angesicht; aber ich kann nicht anders. Ich weiß, bei Euch bleibt, was ich Euch jetzt sage, verschwiegen, wie im Grabe. Nicht wahr? —

Gewiß! betheuerte Lips. Niemand wird mir nachsagen, daß ich die Natur einer Hebamme, eines Bartscheerers oder einer Waschfrau hätte, die alle Drei alles Mögliche können, nur nicht das Maul halten.

Ich weiß das, sagte Eva und sah unter sich; dann fuhr sie halb flüsternd fort, als fürchte sie, es möge Jemand das hören, was sie sage: Ihr kennt meinen Mann, Lips, so gut wie ich. Geiz und Habgier sind seine größten Fehler. Etwas zu thun, aus Liebe und

Barmherzigkeit, hat er nicht gelernt und kann's nicht. Wenn ich nun der lieben Martha gelobt habe, ihren Ludwig zu mir zu nehmen und wie mein eigen Kind zu hegen und zu pflegen, so will ich's halten nach bester Kraft und bestem Wissen; — aber da steht mir meines Mannes Geiz im Wege; das rund machen ist schwer. —

Weiß wohl, sagte Lips. Hab's auch diesen Morgen schon bedacht und erwogen! —

Auf rechtem Wege geht's nicht, seufzte Eva. Er muß Kostgeld bezahlen, wenigstens muß es Stoffel meinen, sonst hätte der arme Bub' keine gute Stunde, und auf jedem Bissen, den er äße, läge ein lauter oder stiller Fluch. Ach, Gott, seufzte sie, wie ist das so schwer, wenn man so etwas von seinem Manne sagen muß! — —

Glaub's, versetzte Lips; aber wo soll das Geld herkommen? Seht, das ist es eben, fuhr Eva fort. Das Geld hätt' ich schon, aber die Lüge drückt mich; der Unweg, der Betrug, den ich spielen muß. Ach Gott vergib' mir's in Gnaden, betete sie mit gen Himmel gerichteten Augen. Ich kann ja doch nicht anders!

Es entstand eine kleine Stille; dann fuhr Eva fort: Ihr wißt, Lips, wie ich Alles, was ich einmal einem Armen und Nothleidenden Gutes thue, heimlich thun muß. So muß ich's auch hier wieder machen. Es bleibt mir weder Wahl, noch Ausweg. Als er diesen Morgen den Buben sah, ging das Gepolter los und ich bekam eine Predigt, die mir noch Jahr und Tag in den Ohren gellt. Er wollte haben, ich sollt' ihn gleich fortschaffen, aber als ich ihm sagte: Ihr hättet Haus und Acker von Bender gepachtet, der des Buben Vormund würde, und zahltet dafür jährlich fünf und zwanzig Gulden Pacht und diese fünf und zwanzig Gulden bekäme er als Kostgeld für den Ludwig, da klärte sich sein Gesicht auf und, indem er den starken, dreizehnjährigen Buben mit den Augen gemessen und berechnet hatte, wie viel nützliche Dienste er würde leisten können, da war's ihm ganz angenehm.

Lips schlug die Hände zusammen und sagte: Woher wollt Ihr aber das Geld nehmen?

Das will ich Euch sagen, nahm Eva das Wort wieder. Der Geiz meines Mannes nöthigt mich, mir

eine heimliche Kasse für Wohlthaten zu halten. Was aus Milch, Butter und Käse erlöst wird, das ist mein, aber dafür muß ich die ganze Haushaltung versorgen, muß mich und das Kind kleiden und nur die Schuhe stellt er. Nun bleibt mir da ein Schönes übrig, und das spar' ich zusammen für Anderer Noth.

Ich weiß es am Besten, fiel ihr Lips in die Rede, denn die Kosten der Apotheke und des Doctors in meiner letzten Krankheit flossen aus keiner andern Quelle, obgleich Ihr das immer läugnet.

Das weiß ich nicht, sagte Eva und wurde wieder roth bis über die Stirne. Doch, fuhr sie fort, laßt das gut sein, und hört mich einmal an. Ich denk' es so zu machen: das Geld bring' ich Euch alle Vierteljahr und Ihr bezahlt's dem Bender, der auch Alles weiß, und der gibt's ihm. Ist Euch das so Recht?

Alles, was Ihr wollt, sagte Lips. Gott woll's an Euch und Eueren Kindern segnen, was Ihr Gutes thut, und Stoffel's Herz wenden und bekehren!

Amen! rief brünstig zum Himmel blickend Eva.

Und der Ludwig soll's auch nicht vergessen, was er Euch schuldig ist? sagte Lips.

Still! Lips, still, sprach Eva. Der dort hab' ich's gelobt und der Bub' hat, als sie so krank nach dem Wochenbett war, vier Wochen lang meine Brust getrunken. Dadurch ist er mein geworden. — Nun, Lips, geht zum Schreiner, bestellt den Sarg, den ich durch Euch bezahle; bestellt die Leichenfrau und thut, was hier üblich ist, und was Ihr ja wisset. Ich zahle Euch Alles; aber kein Wörtchen darf über Euere Lippen kommen. Gelobt mir das!

Lips schlug in ihre dargebotene Hand und das Geschäft, das ihr so schwer auf der Seele gelegen, war abgethan.

Martha wurde mit allen Ehren beerdigt. Der laute Schmerz des armen Ludwig legte sich indessen bald — denn Jacob und Ammichen, Eva's und Stoffel's Kinder, wetteiferten, ihm ihre Liebe zu beweisen. An Eva hatte er eine treue, liebende Mutter, und so fiel der Sonnenschein mütterlicher und geschwisterlicher Liebe auf sein verwaistes Herz, daß er es kaum merkte, wie arm er war. Sah ihn auch der alte Stoffel scheel an, so wagte er doch

nichts zu sagen, weil er Kostgeld zahlte und ihm erhebliche Dienste leistete, und Ludwig selbst ahnete es in seiner kindlichen Unbefangenheit nicht. Er war ein ungemein anstelliger Junge und bei seiner körperlichen Stärke, bei seiner Unermüdlichkeit und seinem regen Fleiße war er im Hause, wie im Ackerbau, ungemein nützlich. Ein Jahr lang wurde das Kostgeld bezahlt. Dann wurde Ludwig confirmirt und nach landesüblichem Brauche hörte nun das Kostgeld auf. Eva fürchtete, nun möchte ihn Stoffel aus dem Hause schaffen, aber darin hatte sie sich verrechnet. Lohn kann ich ihm noch nicht geben, sagte Stoffel zu Bender, dem getreuen Nachbar, aber für die Kost behalt' ich ihn.

Bender blickte in Eva's bittendes Auge und sagte: Meinetwegen, so mag er dies Jahr noch so bleiben; aber das nächste Jahr hab' ich Liebhaber genug, die ihn für Lohn nehmen, denn die Leute sehen, was dir der Bub' schon für Dienste leistet.

Ludwig wuchs wie ein Schwamm heran und blühte wie eine Rose. Dabei wurde er sehr groß und stark — überhaupt, er war so, wie der alte Förster sagte, ein prächtiger Dreiläufer und versprach, der schönste Bursche des Dorfes zu werden.

Wenn ich aber so an die Eva denke, sagte Schmiedjacob, den Gang der Erzählung unterbrechend, so möchte mir doch das Herz bluten. Ein so braves Weib und solch ein Mann! das paßt, wie eine Faust auf ein Auge. Leider geht's so in der Welt, wenn die Väter die Heirathen ihrer Kinder machen. Und, war es nicht alle Schuld des Mannes, daß die wackere Frau zum Unrecht greifen mußte, wenn sie ihrem frommen, treuen Herzen und dem, was sie als Christenpflicht erkannte, ein Genüge thun wollte? Mögen sich damit so viele Frauen nicht beschönigen wollen, die hinter des Gatten Rücken faukeln, verkaufen, verkotzeln, um es zu verschnuckeln an Kaffe und dergleichen. Die thun's aus eitel Gelüsten und Naschhaftigkeit; thun sich Gut's an hinter des Mannes Rücken, und er ißt trockenes Brod und arbeitet, wie ein Sclave. Sie haben so ihre Gesellschaft, mit der sie ihr Wesen treiben. Ihre Männer geben ihnen Alles, was Noth ist, nur natürlich nicht das,

was dem Schnäbelchen gelüstet, und thun wohl daran. Aber sie sind leider Eva's, nämlich nicht der Eva, von der ich rede, sondern der im Paradiese leibhaftige Töchter.

Schlimm ist es, von welcher Seite es auch komme, wenn in der Ehe solch Heimlichthun herrschend wird. Da flieht Vertrauen und Offenheit und am Ende auch die Liebe, und mit ihr der Friede. Mann und Weib sollen Ein Herz und Eine Seele sein. Eins soll wissen, was das Andere denkt, wie viel mehr, was es thut. Da gibt's einen guten Klang; da ist Liebe, Friede, Vertrauen, Lust und Liebe zu gemeinsamem Entbehren, Ringen, Dulden, Arbeiten; da gedeiht die Kinderzucht; da wird das Haus ein Tempel Gottes und ein lieblich Wesen beglückt Alle, Vater, Mutter, Kinder, und der liebe Herrgott sieht segnend herab auf solch ein eheliches und Hausleben.

II.

Wenn das Sprüchwort sagt, fuhr Schmiedjacob fort: „Mann und Weib — Ein Leib; aber Ein Sinn — ist selten drin,“ so war das leider auch in dem schönen Gehöfte wahr, welches nur etwa zwanzig Schritte von dem Häuschen Martha's lag. Eva und ihr Gatte mit zwei Kindern bewohnten es. Es war das geräumigste im Dorfe, das schönste unter allen Häusern, daran war kein Zweifel, und Stallung, Scheuer, Garten — Alles war so zweckmäßig, wie man's nur wünschen mochte. Daß überdies ein Bauer drin wohnte, „der Schmalz auf den Rippen hatte,“ wie man am Rheine sagt, so sah man das dem Hause schnurstracks an und es brauchte keine alte Frau oder kein Spießmann breite Auskunft zu geben.

Ja, da hätte das reichste Glück wohnen können, wenn die Menschen zusammengepaßt hätten; aber es war eine zusammengerechnete, zusammengekuppelte Ehe, daß sich Gott erbarme! Da gibt's selten Einklang.

Der Stoffel war schon als Bub' ein schmutziger Geizhals und wurde es als Mann erst recht. Was hab' ich davon? das war seine Lieblingsfrage, und ich glaube, hätt' er's gekonnt, es wär' kein Vögelein übers Dach geflogen, von dem er nicht ein paar Federn hätte haben

müssen. Das war auch die entscheidende Frage, was sein ihm gleichdenkender Vater mit dem Vater Eva's über die Heirath ihrer Kinder handelte.



Die Väter wurden einig; denn nach allen vier Winden hatten sie Äcker, Wiesen und Weinberge neben einander liegen, daß es rechte Lappen gab. Sie waren auch beide einzige Kinder, wo denn das „Sachspiel" zusammenblieb und man keine Theil- und Looszettel zu schreiben brauchte, wenn die Alten das Zeitliche einmal segneten. Ob man zwei Herzen hier, zwei dort auseinanderriß, daß sie still verbluteten, das konnte die beiden Väter keine Minute lang zauderig machen. So ein reicher Bauer hat seine Grundsätze, von denen er, so lange seine Seele noch in seinem Leibe hauset, nicht abgeht, und die lauten meist genau so: Erst Geld; dann Gut — und dann — Nichts weiter. Was die Leute von „Sichliebhaben" sagen, das ist pure Pimpelei und findet sich ganz von selbst, wenn der Pfarrer Amen gesagt hat bei der Trauung.

Bei Stoffel und Eva war's just geradeso gegangen, nur daß leider sich das, was die Väter meinten, hinter dem Amen des Pfarrers nicht fand.

Stoffel hatte die Martha lieb gehabt, denn sie war ein prächtiges Mädel voll Leben und Heiterkeit. Sie ertrug die sieben magern Jahre Ägyptens in seines Vaters Hause und blühte doch wie eine junge Rose. Sie hielt sieben Jahre aus in dieser ägyptischen Dienstbarkeit; aber so sehr auch Stoffel sie lieb hatte, Martha fand an ihm kein Wohlgefallen, und ich nehm's ihr nicht übel. Dazu hätte ein guter Magen gehört, ob er gleich ein hübscher Bursche war. Martha liebte ihren nachmaligen Mann, einen gar stillen, braven Menschen, der in Bender's diente, und ließ Stoffel laufen. Bei ihm saß die Lieb' zwischen Haut und Fleisch. Sie ging nicht tiefer ein. Daher kam es denn auch, daß er sich nicht zu Tode grämte. Einen Haß auf sie zu werfen, weil sie ihn verschmähte — dazu kam er auch gerade nicht, und es war ganz gut so.



Bei Eva war es anders. Sie war die schönste Jungfrau des Dorfes, um die alle Bursche buhlten; aber was mehr war, sie war die reichste; und was noch mehr war und das Beste, sie war die sittigste, frömmste, gutherzigste, die Jedermann lieb hatte; die fleißigste zugleich und die freundlichste. Sie hatte gerade den ärmsten Burschen des Dorfes lieb und mit ihm wäre sie das glücklichste Weib geworden, aber — er starb, und mit ihm starb für Eva die Herz- und Pfahlwurzel des Lebens ab. Sie war seitdem gebeugt, freudelos. Man sah kein Lächeln mehr in ihrem Gesichte; sie mied jede Gesellschaft, und wenn es

irgend eine Freude für sie gab, so war es die, Anderen zu dienen, und insbesondere der Armuth Schutz und Trost, Hilfe und Beistand zu sein und die Kranken zu pflegen. Sie wäre nie in einen Ehebund getreten, wenn ihr nicht der Eltern Bitten so sehr zugesetzt hätten. Sie erkannte, daß sie bei festem Beharren ihre Eltern unglücklich würde gemacht haben, und so ging sie wie ein Lamm zur Schlachtbank mit der Hoffnung, daß sie bald würde durch den Tod befreit werden. Mit dem Reichthum, der ihr zufloß, wollte sie recht wohlthun. Das war die einzige Seite ihrer Heirath mit Stoffel, die sie erfreuen konnte. Aber bald sah sie, wie sie sich getäuscht. Sie war kaum über etwas Herr. Ihrer treuen Martha klagte sie ihr Leid. Sie Beide hielten eng zusammen und Martha hätte oft Noth leiden müssen, wenn nicht Eva sie erhalten hätte.

Mit Stoffel, ihrem habsüchtigen, geizigen Manne, stand Eva auf einem ganz eigenthümlichen Fuße. In seine Angelegenheiten mischte sie sich nicht, so lange sie sah, daß sie innerhalb der Grenzen des Rechts, der Wahrheit, der Redlichkeit und Pflicht blieben. In seiner Seele lag der Trieb, links von diesen Grenzmarken und Grenzsteinen des Guten abzuweichen und in den Sumpf des Unrechts, der Lüge, der Betrügerei und Übervortheilung einzulenken, namentlich im Handel und Verkehr; da war er schlimmer, als ein Schacherjude, deren Sprache er auch redete, wie „Einer von unsern Leut'." Nahm das Eva wahr, so trat sie mit ihrer strengen Rechtlichkeit dazwischen. Ihr Auge flammte dann; ihre Worte trafen wie Blitzschläge, und Stoffel schämte sich vor ihr, und vor ihrer sittlichen Reinheit, Wahrheit und Gewissenhaftigkeit hatte er einen geheimen Schrecken. Nur in seltenen Fällen, und dann mußte es sich um große Vortheile handeln, kümmerte er sich nichts um sie und handelte einmal ganz auf selbsteigene Faust — oder der Zorn mußte ihn übermannt und die Hitzköpfigkeit aus den Angeln gehoben haben. Auch war er im Punkte seines reichen Bauern-Stolzes gar leicht wild und heftig zu machen. Selbst dann wies er sie zurück, was er sonst selten that. Was das Hauswesen betraf, so war er kein Topfgucker und Kochtrippel. Was Eva aus Milch, Butter, Käse, Eiern, jungen Tauben, Hühnern und Gänsen erlöste, darnach fragte er nicht.

Führe deine Haushaltung damit, sagte er. Meine Mutter machte es auch so; aber er ging doch weiter, als sein Vater gegangen war, Eva mußte selbst ihre und Ammichen's Kleidung bestreiten aus dieser Kasse. Nun war es das Gute für sie, daß die Ställe voll milchender Kühe standen, der Hof voll Hühner und Gänsen lief und der Schlag, so groß er auch war, von Tauben wimmelte. Die Händler wußten, wo sie fanden, was sie suchten. Und da floß denn doch mehr in Eva's Barmherzigkeitssäckel, als Stoffel wußte und meinte.

Daß, als die arme Martha gestorben war, ihre Waise, der Knabe Ludwig, ins Haus kam, war ihm, wie schon gesagt, ein Dorn im Auge. Den ganzen Morgen brummte er und knotterte über Alles, bis er endlich mit der Thür ins Haus platzte und Eva gradezu sagte, er würde den Balg im Hause nicht dulden. Eva kannte ihn. Ihr Plan war gereift.

Du sollst ihn umsonst nicht halten, sagte sie und setzte nun hinzu, was ich Euch schon erzählt habe und was Eva zu Lips sagte. Da klärte sich seine Miene auf, wie wenn nach einem trüben Morgen die Sonne über Nebel und Wolken siegt. Nur das Eine ärgerte ihn mächtig, das nämlich, daß Eva doch so gar keinen Unterschied unter dem Bettelbuben und seinen eigenen Kindern machte. Das half aber nichts, daß er da grämelte; sie blieb auf ihrem Tappen und ließ ihn sich ägern und schwatzen. Des Knaben Kraft, Fleiß und Willigkeit lernte er auch allgemach mehr schätzen, und so söhnte er sich mit seinem Dasein im Hause aus.

Eine Gefahr ahnete er wegen Ammichen's nicht, obwohl der Knabe als Knabe und das Mädchen als Mädchen den Preis blühender Schönheit überall würden erlangt haben. Kinder, die zusammen aufwachsen, besonders die von verschiedenem Geschlechte, sind in vielen Fällen vor dem allzu herzlichen Liebhaben gesichert; denn sie lernen in der Nähe ihre Unarten und Fehler allzu genau kennen, und sie stoßen sich eher ab, als sie sich aneinander schließen. Allein es gibt da auch Ausnahmen, wo nämlich gerade die stetige Gemeinschaft sie so recht zusammenwachsen läßt. So kam's mit Ludwig und Ammichen.

Sie war ihrer schönen Mutter rechtes Ebenbild schon

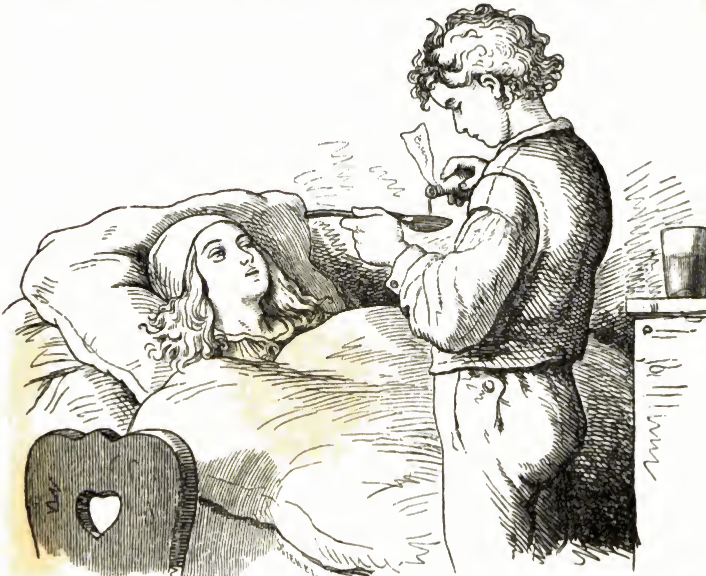
als Kind. Nur ein Jahr jünger als Martha's Ludwig, während Jacob, ihr Bruder, ein Jahr älter war, als Ludwig. Die Drei waren schon als Nachbarskinder stets innige Spielgenossen gewesen, und so folgte es denn, daß sie nun auch ebenso innige Hausgenossen waren. Die Mutter hatte ihre stille Freude an dieser Einigkeit der Kinder. Sie sah es gerne, daß Ludwig und Ammichen



sich recht lieb hatten und sie machte dem Gedanken gerne Raum in ihrem Herzen, daß die Zwei einmal ein Paar würden. Zu sich selber sagte sie: So lange ich lebe, soll keins meiner Kinder verhandelt und verkuppelt werden, wie ich es geworden bin. Erfahrung geht vor Lehre, setzte sie hinzu und seufzte aus tiefster Brust. Armes Weib, sie kannte solch ein verarmtes Leben. Nur ihre Kinder und ihr Glück war auch das ihre und der alleinige Anker der Hoffnung für sie.

Wie innig aber auch Ludwig an Ammichen hing, das zeigte sich recht deutlich, als sie einst erkrankt war. Er lief in Mitten der Nacht nach dem Arzt und der Apotheke, und keine Ermüdung schien er zu empfinden. Er wachte bei ihr, ohne daß je der Schlaf über ihn gekommen wäre.

In seinem bleichen Gesicht und in seinen feuchten Augen sah man, wie sein Herz von Kummer und Sorgen belastet war. Jeden Löffel Arznei reichte er ihr und wenn ihn



Eva fast mit Gewalt drängte, sich einmal niederzulegen, um sich auszuruhen, sagte er: Laßt mich doch hier! Schlafen kann ich doch nicht! — Und — die Angst um sie quält mich zu Tode! — Als endlich die Krankheit den höchsten Grad erreicht hatte, fiel er laut weinend Eva um den Hals und sagte: Mutter, wenn sie stirbt, so sterb' ich auch, das fühl' ich! —

Und das vergaß ihm Eva nie und noch weniger das Ammichen, und als sie genesen war, da schien es, als sei alles Kindische weg, als sei sie mit einem Ruck eine Jungfrau und er ein Jüngling geworden.

Damals fing Stoffel an, so etwas zu misseln, und seitdem hatte er einen Pick auf den Ludwig. Er machte nichts mehr recht. Mit Allem war Stoffel unzufrieden

und mit hundert Augen schien er die Beiden zu beobachten. Die Brille des Argwohns saß auf seiner Nase, und durch die sieht man Alles schlimm. Was aber das Beste für die Zwei war — er fand keine Handhabe für seinen Argwohn. Dazu wirkten freilich zwei stille Bundesgenossen mit, die Mutter und Jacob, der auch nicht des Vaters Sinn, Art und Weise geerbt hatte. Bei ihm galt das Sprüchwort: „Wie du mir, so ich dir;“ denn er hatte auch ein Mädchen lieb, das keinen Geldsack in die Wagschale legen konnte und Ludwig wußte drum.

Auf eine sichere Fährte kam der Alte nicht. Er schwieg, aber er knotterte über Alles. Ludwig trug's still um Eva's und Ammichen's willen. Durch diesen Zustand wurde aber das häusliche Leben fast unerträglich, denn Stoffel's mürrisches Wesen mußten Alle gleich tragen. Etwas Besonderes war das nun nicht, da es kaum mehr ausmachte, als sein sonstiges Wesen etwa auch. Die Freundlichkeit kam bei ihm nur dann vor, wenn er einmal einen Juden oder Kornhändler überlistet und etwas Erkleckliches erschachert hatte. Das machte ihn glücklich; darauf waren auch seine Gedanken gerichtet und selbst in der Kirche rechnete er dergleichen Dinge aus. Sein Nachbar, Peter Bender, ein alter, aber biederer, treuer Mann, dem es Ernst damit war, den Stoffel zum Besseren zu führen, ging ihm oft tüchtig ans Leder und wies ihm das Sündhafte seiner Habgier nach; er strafte ihn mit dem heiligen Wort und wies ihm an dem Judas und dem reichen Mann im Gleichnisse jene Spiegelbilder, aber das half wenig. Es saß bei ihm zu tief und es schien, als fehle seiner Seele alle Religion, alles Heilige. Bender so wenig, wie der Pfarrer, fanden eine Handhabe. Der Bender merkte noch mehr, als der Pfarrer; denn von diesem sagte Stoffel: Erstlich weiß er gar nicht, was er redet, weil er so arm ist wie eine Kirchenmaus, und zweitens muß er so reden, weil er Pfarrer ist. Das waren so recht abscheuliche, gottlose Meinungen, an denen aber Stoffel hielt wie angeleimt. Der Bender war ebenso reich wie er selbst und brauchte sich um ihn nicht zu kümmern. Bei dem war's also weder Nichtwissen, noch Amt und Beruf, was ihn so zu reden zwang. So sah's Stoffel an und — Beider Reden blieb erfolglos.

Warte nur, du verhärteter Geldsack, rief oft Bender im Zorne, dich wird Gottes Hand fassen, und wenn dann dein Geldsack leer wird, wirst du einsehen, daß es noch etwas gibt, was mehr werth ist. Gib aber Acht, daß es nicht zu spät ist!

Die Zeit kam aber allmählich, wo Stoffel die Sorgen kennen lernen sollte, denn Jacob wurde heerespflichtig und, wie die Sachen standen, sah es bedenklich aus für ihn. Einen Fehler hatte er nicht und ein hübscher, kräftiger Bursche war er. Endlich kam der Zeitpunkt, der das treue Mutterherz unendlich ängstete und Stoffel bloß darum quälte, weil er zwei gesunde Arme einbüßte, wenn Jacob Soldat wurde.

Es war eben in jenen Tagen, als Napoleon's Herrschsucht und Ehrgeiz seine Heere von einem blutigen Schlachtfelde zum andern schleppte und die blühende Jugend seines Reiches hinschlachten ließ ohne Mitleid. Es war in jenen Tagen, wo man dem, der zu den Fahnen mußte, ein Lebewohl für diese Welt sagen konnte. Kam Einer zurück, so war er ein Krüppel. Ihr seht das an mir, sagte der alte Schmiedjacob, und wie mir's ging, so ging's Vielen.

Früher gab es noch Wege, daß man um die Klippe fahren konnte, wenn man das goldene Ruder in die Hand nahm. Ihr wißt schon, was das heißen will. Die Bestechlichkeit der Leute, deren Hände hier im Spiele waren, kannte Jedermann, und das wirkte wieder so schlimm zurück, daß eben die Leute an die Redlichkeit eines Beamten gar nicht mehr glaubten und Alles mit Geld abzumachen suchten, was ihnen auch gelang. Das Geld machte sehende Augen blind und kerngesunde Bursche siech und untauglich. Das änderte sich in den letzten Zeiten der Herrschaft der Franzosen allerdings; nicht aber aus dem Grunde, daß die Beamten sich absonderlich gebessert hätten, nein; die Hände waren noch so offen, wie früher; die Gewissen um keine Linie enger — aber der Umstand war der, daß man immer wieder in frühere Altersclassen zurückging und die Theuererkauften doch noch holte. Da sahen freilich die Leute es ein, daß sie ihr Geld wegwarfen und behielten es.

Es war, bei meiner Treue, eine arge Zeit. Niemand

machte bessere Geschäfte, als Quacksalber und nichtsnutzige Feldscheerer, alte, docternde Hebammen und dergleichen Volk. Sie machten durch allerlei Mittel für schweres Geld, wenn die Ziehung nahte, Wunden, die den Anschein hatten, als wären sie mindestens zwölf bis fünfzehn Jahre alt, und mancher kräftige Bursche behielt einen Denkzettel für sein ganzes Leben an solcher Wunde. Ich kenne Manche, die jetzt elendiglich an Krücken gehen und Manchen hat solche Spitzbüberei ins Grab gebracht.

Man konnte sich auch einen Einsteher kaufen in früheren Tagen; er kostete freilich viel Geld, weil Keiner seine Haut wohlfeil zu Markte tragen wollte. Diese Leute waren aber in der Regel Tagediebe und solche, von denen zwei und dreißig — nicht auf ein Pfund, sondern auf ein Loth gehen. Kam es nun solch einem Einsteher in den Sinn, Reißaus zu nehmen und sich zu ranzioniren, wie früher zu desertiren, wie man heute sagt, so war keine Wahl, der mußte für ihn einrücken, der ihn als Einsteher gekauft hatte. Das war auch eine feine Aussicht, zu seinem guten Gelde noch Soldat werden zu müssen. Seit aber nun keiner mehr frei war vom Soldatwerden als Der, welcher eigne Habe, Haus und Gut hatte, dem aber Eltern und Geschwister fehlen mußten, so war auch diese Hoffnung reicher Eltern in Nichts zerronnen. Ein solcher verstand sich gewiß nicht dazu, Soldat für einen Anderen zu werden für Geld.

Eine einzige Hoffnung war noch übrig, die nämlich, daß sich ein junger Mensch eine Nummer zog, die so hoch hinauflief, daß, wenn man ehrlich verfuhr, die Reihe nicht an ihn kommen konnte. Diese Hoffnung war aber auch gleich einem im Wasser schwimmenden Strohhalm, an dem sich ein Ertrinkender halten will. Es kam dabei, wie die Leute sagten, auf eine glückliche Hand an; ich sage, auf die Hand Gottes, welche die Hand des Loosenden lenkt und leitet.

Da war denn in den Familien, die Söhne im loosungsfähigen Alter hatten, Kreuz und Herzeleid in Hüll' und Fülle, und in Stoffel's Hause zog's nun auch ein. Und wie in der Regel ein Leid nicht allein kommt, so ereignete sich um die Zeit der Pfingsten etwas in

Stoffel's Hause, das dem Alten den Kopf völlig toll machte und Glück und Frieden unwiderbringlich aus dem Hause trieb.

Stoffel's Haus hatte, wie fast alle Häuser im Dorf, einen Pflanz= und Wiesengarten zur Seite und theilweise hinter dem Hause; da war eine Stelle, wo Stall und Scheuer einen spitzen Winkel bildeten, die lag gar sonnig und heimlich.

Die Scheuer des Nachbars Bender trat auf der Abendseite so weit vor, daß man nirgends hinblicken konnte. An die Wände der Gebäude hatte Stoffel Weinreben gesetzt und hinaufgeleitet an Latten, was man am Rhein einen „Lüfter" nennt, und Jacob und Ludwig hatten in die Ecke eine Bank geposselt, und darüber aus Pfählen und Latten eine Laube gebaut, die so dicht mit Reben bezogen war, daß man in der hellen Mittagsgluth der Sonne dort sitzen konnte im herrlichsten Blätterschatten. Stoffel kam selten dahin, weil er auf der Stelle einschlief und dann Nachts nicht schlafen konnte. Sein Sitz war



am Abend und an den Sonntagnachmittagen vor Bender's Hause. Da lag Bauholz aufgeschichtet und da kamen die Männer zusammen, schmauchten ihre Pfeifchen, redeten vom Vieh- und Kornhandel, vom Preise des Weines; vom Stande der Früchte und Reben und von Krieg und Frieden. Zeitungen lasen damals die Bauern noch nicht und, was sie von Kriegsläuften wußten, das brachte Dieser und Jener aus der Stadt mit. Heutzutage und leider seit den Unglücksjahren 1848 und 1849 hat jedes Lumpennest seine Zeitung und die Bauern halten sie; bezahlen erstlich die Lügen theuer, die ihnen so ein liederlicher Zeitungsschreiber mit langem Bart und Heckerhut in seiner Weise zurechtmacht, saugen das theuer bezahlte Gift der Unzufriedenheit mit dem Fürsten und seinem Regiment ein; lernen ins Blaue hinein über Alles räsonniren und werden dadurch so superklug, daß so ein Minister und Landesherr gegen sie ein Esel ist. Glaubt mir's, fuhr Schmiedjacob fort, und man hörte es der ehrlichen Seele an, wie ihm das Blut nach dem Herzen wallte, das ist ein Unglück und Verderben, und all das Unglück, das wir erlebt: die Freischaarengeschichten, die Bürgerwehrnarrheit; die tollen Köpfe und die Unordnung, das sind die Folgen solcher zeitungsschreibender Lumpen, die im Trüben fischen und ihre Schulden bezahlen, ihren zerlumpten Leib kleiden, ihren löcherigen Beutel füllen wollten, und die Hände Anderer nahmen, um die gebratenen Kastanien aus dem Feuer zu holen, die sie zu verspeisen gedachten. „Schuster, bleib' bei deinem Leisten, Bauer bei deinem Pfluge," sagte das alte, gute Sprüchwort. Und hätte der liebe Herrgott im Himmel für die Geisen lange Schwänze für gut gehalten, so hätten sie sie gewiß. Punktum!

Ihr habt Recht, Schmiedjacob, sagte das Kathrinchen, und der Fritz, der auch so ein Zeitungsleser war, sah unter sich, aber fahrt in Euerer Geschichte fort. Ich denke, die Leute sind Anno 1850 schon viel gescheidter geworden, und wenn sie nun einen tüchtigen Bündel Steuern mehr zu zahlen kriegen, damit das Weh von Anno acht und neun und vierzig bezahlt werden kann, werden sie vollends geheilt und kehren um zur Bescheidenheit, Demuth, Fleiß, Treue und Redlichkeit, in Summa, zur Gottesfurcht zurück, die

doch allein zu allen Dingen nütze ist und aller Weisheit Anfang. Erfahrung geht doch über alle Lehr'. Fahrt fort, ich bitt' Euch!

Schmiedjacob lächelte still und begann wieder zu erzählen: Daß dies heimliche, schöne Plätzchen so recht zum Kosen gemacht war, ahnete der Stoffel nicht; auch das nicht, daß hier Ludwig und Ammichen sich gar oft ein Stündchen sahen.

Es war justement am zweiten Pfingsttage, Mittags, so zwischen Eins und Zwei, als die Männer schon auf dem Bauholz im Sonntagsnachmittagswamms saßen und über die Gerüchte sprachen, welche über Napoleon's Pläne unter den Leuten umherliefen. Da sah Stoffel, wie sein schönes Töchterlein in den Garten schlüpfte und ein bedeutungsvoller Wink den Ludwig einlud, ihm zu folgen. Ludwig machte sich nun noch hier und da etwas zu schaffen; ging erst in den Pferdestall, nach den Thieren zu sehen, und husch! war er auch im Garten.

Stoffel hätte sicherlich diesen Blick nicht gesehen oder noch nicht beachtet, wäre nicht in der Pfingstsamstagsnacht etwas passirt, was ihm unsägliches Kopfbrechen und bittern Groll zugeführt hätte.

Das ist nämlich die Nacht, wo die Bursche am Rhein ihren Mädchen grüne Majen, junge weißstämmige Birken, denn die müssen es sein, an das Haus setzen. Das ist ein Liebeszeichen und das Mädchen ist um so stolzer darauf, je schöner die Birken sind und je größer die Gefahr ist, welcher sich die Bursche aussetzen, vom Förster erwischt zu werden, wenn sie sie holen.

Ob sein Ammichen auch Birkenmajen bekäme und von wem, das setzte ihn in große Aufregung. Er hatte einen reichen Burschen auf dem Korne für sie und er dachte, der wird schon kommen, zumal er wußte, daß er ihr zu Gefallen ging. Er legte sich nun zwar zu Bett, aber er schlief nicht, weil er's einmal ablauern wollte. Daß Jacob und Ludwig Majen hauen und setzen gehen würden, das war ihm gar nicht in den Sinn gekommen.

Aber, siehe da! Um eilf Uhr trappelt's die Stiege herunter. Richtig! Das waren Jacob und Ludwig! Euch soll ja! dachte Stoffel und sein Herz klopfte laut. —

Das muß ich wissen, wohin sie die Majen tragen! dachte er. Zu Ammichen kommt der Jochem Lützeldörfer, das ist sicher; aber wohin der Jacob gehen wird? Nun, vielleicht hilft er dem Ludwig; wem sie der aber setzen mag?

Er hörte, wie sie zum Hause hinausschlichen und aller Schlaf war weg.

Der Schlag, wo sie die Birken holten, war kaum eine Viertelstunde vom Dorfe. Sie konnten also bald zurückkommen. Der Mond schien taghell. Leise stahl sich Stoffel von Eva's Seite, die den tiefen Schlaf der Ermüdung und des guten Gewissens schlief, und schlich ans Fenster, wo er die Laden beizog und mit seinem Strumpfbändel so befestigte, daß er, ungesehen, unten durch Alles genau beobachten konnte, was draußen vorging.

Mit großer Geduld blieb er am Fenster stehen, das er ohne Geräusch öffnen konnte, wenn sie nun mit den Majen kamen. Endlich vernahm er ein Geräusch. Jacob ging vorüber, legte auf Bender's Bauholz seine Majen ab und kam zurück in den Hof des väterlichen Hauses, wo Ludwig unter den Augen des vor Grimm bebenden Vaters seine Majen ablegte. Jetzt begannen sie Löcher zu graben, setzten ihre Majen, betrachteten sie beifällig und dann nahmen sie die Birken Jacob's und gingen damit nach dem Oberdorfe.



Wie gesagt, bebend hatte Stoffel das mitangesehen. Jetzt gingen ihm die Augen auf. Also Ludwig hatte sein Ammichen lieb; Jacob wußte drum und förderte es, und er selbst hatte ein Mädchen im Oberdorfe. Wer war das? Stoffel mußte das wissen. Rasch wollte er sich ankleiden, rückte aber am Stuhl und Eva erwachte.

Sie setzte sich auf, sah mit Verwunderung ihren Mann mit Ankleiden

beschäftigt und sagte: Was hast du vor? Willst du mir Majen setzen?

Stoffel fühlte den Stachel des Spottes seiner Frau und schämte sich doch vor ihr. Er brummte etwas ganz Unverständliches in den Bart. Es war übrigens gar nicht nöthig, daß er sich über sein Beginnen erklärte; Eva durchschaute ihn schnell und erkannte den Zusammenhang auf der Stelle.

Aha, nun merk' ich's, fuhr sie fort, du willst einer Anderen Majen setzen gehn! Es ist Zeit, Stoffel, sonst wirst du zu alt. Hast recht! Tummle dich! Aber vielleicht gilt's doch mir? Nun, das Sprüchwort sagt: Spät ist besser, als nie! Du willst gewiß nachholen, was du als Jungbursch versäumt hast?

Halt dein Maul! fuhr er endlich los im wilden Zorne.

Sei nicht bös, Stöffelchen! fuhr Eva fort. Oder bist du vielleicht des Spießförsters Gehilfe geworden, daß du die Bursche willst fangen helfen und Fanggeld verdienen? Du ziehst dich wieder aus und läßt es dahinten? Stoffel thue es nicht! Ich bin so neugierig wie du und es freute mich zu hören, welche Mädchen Maibäume gekriegt haben. Für Leute unseres Alters paßt sich das recht schön.

Stoffel zitterte vor Grimm, aber er schwieg und legte sich. Eva schwieg auch und that, als schliefe sie. Stoffel machte es ebenso, aber auch ihn floh der Schlaf. Machen konnte er Nichts, das überlegte er sich; denn der Ludwig konnte Majen setzen, ohne daß er darum der Zustimmung des Mädchens gewiß sein mußte. Nun galt's, aufzupassen. Wohin aber der Jacob gegangen, das wurmte ihm gewaltig. Im ganzen Oberdorf war kein Mädchen, das er als seine Schwiegertochter hätte annehmen mögen. Er warf sich hin und her. Gewiß war seine Frau mit dem Ludwig im Spiele! Gerne wäre er losgebrochen, wenn er das heilige Fest hätte mit Hader stören mögen. Wär's nicht der heilige Festtag gewesen und hätte er seinem Kinde die Schmach vor anderen Leuten anthun mögen, er hätte die Majen ausgerissen. So wogte es in seinem Herzen hin und her, aber es kam keine Ruhe, kein Frieden hinein, auch kein rechter Entschluß.

Das war vorausgegangen, als er den Blick aus den blauen Augen des Mädchens sah und das Blintzeln und Zwinkern.

Nun fang' ich Euch, sagte er zu sich selbst und hielt sich noch eine Weile still, ehe er ging.

Eva saß im Sorgstuhl und hielt ein Mittagsnuckerchen; Jacob war über Feld gegangen, die Magd handthierte in der Küche. So eignete sich Alles dazu, die Zwei auszulauschen. Leise schlich er hinaus, über den Hof, in den Garten, und die Zwei in der Laube ahneten nicht, was ihnen bevorstannd. Bald war er unbemerkt hinter ihnen.

Sag', begann Ammichen in neckischem Tone, wer hat mir doch die prächtigen Majen gesetzt?

Weiß nicht, antwortete Ludwig in gleichem Tone.

Glaub's selber, fuhr Ammichen fort. Am Ende war's Lützeldörfer's Jochem, den mir mein Vater zutheilen möchte.

Kann sein! sagte Ludwig. Er gefällt dir schon lange.

Du hast Recht, sagte sie, besonders wenn er sich auf seinen Geldsack stellt, damit er drei Schuhe mißt.

Eigentlich, sprach das Mädchen wieder, hätte der, der sie setzte, doch auch fragen sollen, ob ich damit zufrieden wäre?

Guck' einmal da! rief Ludwig; am Ende soll man noch um Erlaubniß fragen? Wem zu Ehren geschieht's denn? Und „wie die Majen, so die Lieb'!" sagt das Sprüchwort.

Ei seh' doch Einer! lachte das Mädchen. Am Ende soll ich die Lieb' nach den Majen messen!

Fehlgeschossen! entgegnete Ludwig, sonst müßten sie mit ihren Kronen in den Himmel reichen.

Weißt du denn das so genau? fragte sie schalkig.

Ludwig umfaßte sie und zog sie an sich. Ob ich das weiß? fragte er und wollte sie küssen.

O ho! rief das Mädchen lachend. Was fällt dir ein?

Also nicht einmal einen Kuß? fragte er bitter. Da möcht' ich doch wissen, welches Mädchen das Dem versagte, der ihr Majen setzte?

Ein braves, versetzte Ammichen; aber man konnte es dem Tone schon anhören, daß es ihr nicht eben strenger Ernst war.

Da muß ich den Burschen sehen, der sich nicht selber Eins nähme? sagte er und rückte ihr näher.

Auch ein braver, sagte das Mädchen und entwich ihm wieder.

Ich sag' ein Simpel! rief Ludwig und zog sie an sich, ohne daß sie widerstrebte.

Ich denke, fuhr jetzt Ludwig fort, übers Jahr bist du meine liebe Frau. —

Da wurde das Mädchen ernst. Gelobt und geschworen hab' ich dir's, sagte sie; aber ich fürchte, es wird noch manch' Wellchen den Rhein hinabrollen, ehe das geschieht, denn du weißt, wie's mein Vater macht.

Laß nur deine Mutter sorgen, sagte Ludwig. Die macht Alles rund! —

Jetzt konnte sich Stoffel nicht mehr halten.



Ei, so sollen alle Wetter — schrie er und sprang hervor.

Wie vom Blitze gelähmt, saßen die Zwei da, als sie das Wort hörten und den Vater vor sich sahen, mit dem Gesichte, das vor Wuth kirschroth war, mit den Augen, die wie dunkles Feuer funkelten.

Du pflicht= und ehrvergessenes Ding, schrie er dem

Mädchen zu, willst einen Bettelbuben heirathen gegen deines Vaters Willen? — Er faßte sie am Arme, schleuderte sie zur Laube hinaus und rief ihr nach: Marsch! Auf deine Kammer, oder ich treibe dir die Streiche mit einer Latte aus dem Kopf!

Ammichen floh weinend von dannen, wie wenn sie eine giftige Natter gestochen hätte.

Bleich, wie eine Leiche und keines Gedankens fähig, saß Ludwig da.

Und du bist die Schlange, die ich in der eigenen Brust genährt? rief Stoffel in schäumendem Zorne, sich zu Ludwig wendend. Das ist der Lohn für die Gutthat an dir? Heilloser Gesell, mach' daß du fort kommst aus meinem Hause, ehe der Abend kommt, sonst peitsche ich dich hinaus! Verführer meines Kindes, wag's nicht, meine Schwelle jemals wieder zu betreten, wenn ich dich nicht niederschießen soll wie einen räudigen Hund!

Ludwig hatte sich schnell gesammelt. Alle seine Muskeln spannten sich und seine Fäuste waren geballt, daß alles Blut daraus wich.

Haltet ein! rief er mit vor Wuth bebender Stimme. Aus dem Dienst und aus dem Hause könnt Ihr mich jagen, das steht Euch frei; aber mich einen Verführer nennen, meine Ehre und die Eueres Kindes antasten, das dürft Ihr nicht. In Zucht und Ehren lieb' ich Euer Kind und es mich. Das könnt Ihr nicht wehren. —

Daß du verdammt wärest, du frecher Bettelbube! schrie Stoffel und wollte ihn an der Brust fassen. Hoffst du, dich in meiner Habe weich zu betten, der du ärmer bist, als eine Kirchenmaus? Fort, Strolch, oder ich zerreiße dich! —

Ludwig aber faßte mit so fürchterlicher Gewalt seinen Arm, daß er schier laut aufschrie.

Rühr't mich nicht an, Stoffel, sagte er mit Eiskälte, sonst könnt' ich mich vergessen!

Bub', schrie Stoffel, willst du dich an mir vergreifen?

Nein; Gott behüte mich davor, sagte Ludwig mit entsetzlicher Ruhe; aber Euch will ich abhalten, daß Ihr nicht noch größeres Unrecht thut und nicht Sünde durch Sünde hervorruft.

Er drückte ihn auf die Seite und ging festen Schrittes von dannen.

Eva war, als Ammichen die Treppe hinaufeilte, aufgewacht und lief heraus, zu fragen, warum sie so hastig sei? Aber das Mädchen konnte vor Weinen nicht reden. Sie brachte kein Wort aus ihr heraus.

Voll Angst lief sie die Treppe wieder herunter, weil Ammichen nach dem Garten gedeutet hatte.

Jetzt begegnete ihr Ludwig mit dem leichenblassen Gesicht und dem feuersprühenden Auge. Sie sah ihn voll Entsetzen an und rief, die Hände ringend: Was, um Gottes willen, ist denn geschehen? — Rede doch! —

Vor ihr, die er wie seine eig'ne Mutter liebte, konnte er nicht verschweigen, was geschehen war. Sie wußte ja um ihre Liebe und billigte sie. Er erzählte ihr Alles.

Sie schlug die Hände zusammen, als sie hörte, daß Ludwig sogleich aus dem Hause sollte; allein, wie jetzt die Sache lag, so war da nichts Anderes zu machen, als zu dulden. Nach einigen Augenblicken eines verzweifelnden Schweigens sagte sie, seine Hand fassend: Soll es sein, Ludwig, so hemmen's Menschen nicht. Bleib' uns treu und gut. Ich bleibe deine Mutter so lange ich lebe. Geh' aber jetzt in Gottes Namen. Seine Gnade und sein Segen sei mit dir. Fluche Stoffel nicht. Der Mammon macht ihn blind.



Ludwig drückte ihre Hand und weinte bitterlich, und Eva ging festen Schrittes nach dem Garten, wo sie ihren Mann zu finden hoffte, der in seiner unseligen Gesinnung die zwei Herzen aus einander gerissen hatte.

Während sie dorthin ging mit dem schwer belasteten Herzen, schlich Ludwig an Ammichen's Kammerthür. Als sie ihn sah, brach sie in lautes Weinen aus.

Schüchtern trat Ludwig über die Schwelle, die er nie überschritten und allezeit als ein Heiligthum betrachtet

hatte. Er faßte ihre kalte Hand und sagte: Der Winter ist gekommen mitten im Sommer. Leb' wohl, Ammichen, dein Vater hat unsere Herzen aus einander gerissen; aber vor Gott sind wir verlobt. Bleib' treu wie ich und laß den Herrn walten. Ist recht vor ihm, was wir uns gelobt, so wird er's zum Besten lenken?



Da fiel sie ihm um den Hals, küßte ihn und sagte mit wunderbarer Ruhe: da hast du den Brautkuß für diese und jene Welt. Dann drängte sie ihn weinend zur Thüre, hauchte ihm noch ein Lebewohl zu und schloß ihre Kammerthür ab.

Ludwig lehnte seine heiße Stirne gegen die kalte Wand und seine Thränen rieselten auf die Erde. Plötzlich aber war es, als ergriffe ihn eine unsichtbare Macht. Er rannte auf seine Kammer; raffte Alles, was er von seinen Sachen fand, zusammen; drückte es in die Kiste; hob sie sich auf die Achsel und trug sie hinüber in sein Häuschen, wo Lips mit maßlosem Erstaunen ihm die Thür öffnete. Eva war unterdessen in den Garten gegangen, wo sie Stoffel noch in der Laube fand.

Er saß da auf der Bank und kaute an den Nägeln, denn jetzt, wo seine Hitze verraucht war, überfiel ihn der Gedanke, daß er nun wohl lange suchen könne, bis er einen ordentlichen Knecht fände. Er mußte ihn haben, denn das Heumähen, die Ernte mit allen ihren oft so dringenden Arbeiten, waren vor der Thür; auch wußte er, was jetzt noch zu kriegen war, das war, wie man sagt, auf der Mistgabel liegen geblieben. Dabei ging dem schlauen Berechner noch ein Anderes durch den Kopf. Der Lützeldörfer, der für seinen Sohn bei ihm angefragt, war ein reicher Bauer. Gab er ihm nun seine Tochter, so gewann er die Hilfe umsonst wieder, die er in Ludwig verlor, wenn auch der Jochem klein und schwächlich war. Ging das schnell vor sich, so machte ihm Ludwig's Abgang gar so großen Kummer nicht.

Da rief plötzlich die unbemerkt eingetretene Eva: Um des Himmels willen, was sind das für Geschichten, daß du den Ludwig ohne Grund, mitten im Sommer, aus dem Hause jagst? Was hast du gethan! Wie wirst du den Leuten die Mäuler aufreißen, Ammichen wird uns der Freude unserer Feinde überliefern!

Ohne Grund? rief er auffahrend. Du weißt den Grund besser als ich, denn du hast's gekannt, genährt und gepflegt. Nun ernten wir die bittre Frucht deiner Saat.

Ich? Stoffel, ich? rief sie voll Erstaunen aus. Ich glaube dir rappelt's unter dem Mützchen. Hab' ich den braven Jungen veranlaßt, mitten im Jahre fortzugehen? —

Klopf nicht auf den Sack, wenn du den Esel meinst, sagte er bitter. Du redest von der Folge, aber um die Ursache gehst du herum, wie eine Katze um das Mausloch. Deine Schuld durch Hätscheln und den Willen thun, hast du weislich umgangen und willst es nicht Wort haben.

Eva war eine Tochter Eva's. Sie fühlte wohl, daß ihr Mann hier das Rechte getroffen und nahe daran war, ihr den Text über eine Stelle zu lesen, die sie in seinen Augen schuldig erscheinen ließ. Hier galt es, daß die weibliche Kriegslist den Krieg in Feindes Land hinüberspiele. Sie that, als verstehe sie ihren Mann gar nicht.

Was ist denn der Grund? fragte sie. Hat denn Ludwig dich bestohlen, veruntreut, betrogen?

Aha! rief Stoffel, du schuldlose Taube weißt noch gar nicht, worum es sich handelt? — Ei du mein Däuschen, wie du doch gar blind bist mit deinen hellen, klaren Augen! Ich sehe wohl, ich muß dir die Sache auslegen, damit du sie begreifst. So höre denn: deine Tochter und der Ludwig haben ein Getutschel mit einander und reden vom Heirathen, und sind überzeugt, die kluge Mutter werde den dummen Vater schon Kopfunter in den Sack stecken; damit der Lumpenbub' sich in seinem Sachspiel wohl sein lasse. Ich weiß, das ist dir ganz fremd. Es macht sich auch gar schön! Stoffel's Ammi, die ihre sechzig Morgen Acker, Wiesen und Weinberge mitkriegt und ein hübsches Röllchen blanker Fünffrankenthaler und Kronen — und der hergelaufene Bettelbub', der im Hause das Gnadenbrod aß! Nicht wahr, das gefällt dir schon? —

Eva war bleich geworden. Der bittre Hohn Stoffel's zeigte, wie er so ganz aus dem Gleichgewichte gehoben worden war und daß Alles in ihm gährte und brauste. Sie fühlte es, hier müsse sie anders reden und mit der Vorspiegelung ihrer Unwissenheit gehe es einmal nicht.

Stoffel, sagte sie, du brauchst nicht mit giftiger Rede zu spotten. Sag's frisch heraus, daß ich an allem Unglück und Verderben Schuld, daß ich der Dorn in deinem Auge bin!

Das Letzte überhörte er in seinem Grimm. Ja, rief er, du bist auch die Kupplerin! und dein Jacob dazu, der ihm die Majen setzen half. Ruf' den Buben wieder ins Haus, der dein Kind verführt. Geh', mach' dein Werk fertig!

Stoffel, rief da das brave Weib, in ihrem Innersten verletzt, schweig' mit deinen schmählichen Worten! Daß sich die Kinder lieb haben, ja, das weiß ich, und dagegen, daß du es weißt, hab' ich gar nichts; — aber daß du mich eine Kupplerin nennst, daß du die Ehre deines Kindes antastest, das verzeihe dir Gott. Du wüthest gegen dein eigen Fleisch und Blut; du lädst Schimpf und Schande auf dein Kind, dein Weib, dein Haus — weil du für nichts Sinn hast, als für's Geld! Pfui der Schande!

Das traf Stoffel mächtig, aber es zu zeigen, hatte er doch zu viel Kraft der Selbstbeherrschung.

Du hast immer den Buben gehegt, und die Schlange an der eignen Brust groß gezogen, sagte er, bis sie dich und mich gebissen hat.

Er ist ein Waisenkind gewesen, sagte mit festem Ausdruck Eva, und ein Waisenkind hat an jedem Mutterherzen einen Fürsprecher und Freund. Seine sterbende Mutter hat ihn mir auf die Seele gebunden und das Wort einer Sterbenden ist jedem Herzen heilig, wenn's noch einen Funken Religion und Gottesfurcht in sich herbergt. Du freilich weißt nicht, was Liebhaben und Barmherzigkeit heißt. So lange er Kostgeld zahlte, war er dir recht; jetzt, wo er für sein Brod arbeitet, und doch Hundertmal mehr thut und nützet, als er verzehrt, übermannt dich dein Geiz und du kannst ihn nicht mehr dulden.

Das ging noch tiefer in seine Seele, weil es eben Wahrheit war, und die trifft allemal die Scheibe ins Schwarze.

Schieb's nur auf den Karren, sagte er kleinlauter, und sie konnte es merken, wie es um ihn stand; das ist dein altes Lied; aber ich sage dir, ich bin noch Herr und Vater im Haus und du sollst nicht mit mir spielen wie mit einem Kinde. Das Mädel heirathet Jochem Lützeldörfer; dann hat das Lied ein Ende!

So recht, Stoffel, so recht! Mach' dein Kind elend und sieh' dann zu, wenn sie es in der Jugend ins Grab legen. Den Jacob holen die Franzosen und, wenn dann mich der Herr nicht aus dem Elend erlöset, so trag' ich auf Scheidung an, damit ich meine alten Tage in Frieden verlebe. Mit dir ist nicht zu leben. Du hast kein Menschenherz, kein Vaterherz, kein Ehegattenherz. Als Großmagd aufs lange Jahr hast du mich gedingt. Nun, Stoffel, ich kündige dir den harten Dienst auf. Ich soll meiner Kinder Mutter nicht mehr sein. Wozu leb' ich dann? Bei dir hatte ich noch keine guten Tage. Meine Kinder waren mein Glück. Das raubst du mir jetzt auch. Du willst dein Kind verschachern, wie ich an dich verschachert wurde. Ob das Herz bricht, was liegt dir dran. Geld! Geld! das klingt in dein Ohr und in dein Herz. Der Jochem hat die halbe Welt ausgefreit und

kein Bettelmädchen nimmt ihn, weil er ein Knicker ist und ein bitterböser Strick. Ei, für dein Kind ist er gut genug, der scheele Tagedieb. Ob es das schönste Mädchen des Dorfes ist, das an diese Spatzenscheuche verkuppelt wird, was liegt dem Herrn Vater dran. Er hat Geld, und somit ist er der Beste, der Achtbarste. Sein Vater ist ein verrufener Betrüger und Wucherer. — Nun, zum Mitvater ist er dir doch recht. Mach' was du willst. Der Fluch komme über dich!

Ihr flammendes Auge traf das Seine und — er schlug es nieder.

Hast du den armen Ludwig ins Elend gestoßen, fuhr sie fort und ihre Stimme hob sich immer mehr, so stoße auch dein Kind ins Elend, deine Frau dazu — dann hast du deinen Mammon allein! Geht's mit der Scheidung nicht, nun, so fahr' nur so fort, so find' ich bald im Grabe meinen Frieden!

Sie trocknete ihre Augen und wollte weggehen. Noch Eins, sagte sie im Weggehen, verkuppelst du Ammichen an den scheelen Jochem, so verlaß ich heute noch das Haus und ziehe zu Ludwig, der verstößt mich nicht.

Sie ging.



Stoffel war verstummt; er war bleich geworden wie eine Leiche. Was Eva sagte, traf ihn wie Donnerworte. So hatte sie nie mit ihm geredet; das war ohne Schminke, frisch von der Leber und sie war die Frau dazu, es wahr zu machen. Sollte sie das thun? — Und er hätte sie nicht lieb? Nein, da hatte Eva über die Schnur gehauen! Gewiß hatte er sie lieb, die bildschöne Frau, die wackere, tüchtige Hausfrau. Er achtete sie hoch und gerade ihr redliches Herz war es, was ihn vor vielem Bösen zurückgehalten. Sie war der Segen, die Ehre seines Hauses.

Er versank in ein tiefes Nachdenken über Das, was Eva gesagt. Soviel mußte er zugestehen, daß sie nicht in allem Unrecht hatte, obwohl sie arg übertrieben. Sein Zorn war verraucht und die kühle Besonnenheit, die jetzt eintrat, zeigte seine Lage als nicht beneidenswerth und zwar von keiner Seite. Den Ludwig konnte er nicht zurückrufen, das litt sein Stolz nicht. Was aber machen?

Er stand auf und ging durch die hintere Thüre des Grasgartens ins Feld. Der Schweiß stand in Perlen auf seiner Stirn, ohne daß es ihm heiß gewesen wäre. Wie er so gesenkten Hauptes dahin ging und keinen Rath wußte und tiefe Seufzer aus seiner Brust aufstiegen, kam ihm eilig Jemand nachgeschritten. Als er sich umdrehte, war's der alte Lützeldörfer.

Das fehlte ihm noch!

Guten Tag, Stoffel, sagte er hastig. Was hab' ich gehört? Du hast den Ludwig aus dem Hause gejagt? Das ganze Dorf ist voll, du habest Unrath entdeckt mit dem Ammichen. Da wird denn nun auch aus unserer Sache nichts. Mein Jochem heirathet Andres Kessel's Wittwe von Holzendorf. Ich wollte dir das nur noch sagen. Ein Mädchen, das seinen guten Ruf durch seinen eigenen Vater geraubt kriegt, mag ich nicht als Schwiegertochter. Adjes!

Und mit den Worten ging er lachend davon und ließ diesen neuen Stachel in Stoffel's Seele.

Aber der Lützeldörfer war noch nicht fertig. Er kam wieder zurück und sagte: Was wirst du denn nun mit deinem Jacob machen? Oder bist du damit einverstanden, daß er des Kerbengeigers, des Spieladam's Bärbel als

Schatz hat und hat ihr Majen gesetzt? — Du mußt eine feine Kinderzucht haben, Stoffel, daß du solche Pläsir erlebst. Nun, wohl bekomm's! Die Suppe, die man sich selber kocht, muß man auch ausessen! Er ging davon und in seinem Lachen hörte man die Schadenfreude des Feindes, der es nicht verwinden konnte, daß Stoffel nicht gleich Ja gesagt, als er um Ammichen geworben.

Da stand Stoffel starr, sinnverwirrt. Er mußte sich an einen Baum lehnen, um nicht umzusinken.

Fast noch mehr, als Ammichen's zerstörter guter Ruf, quälte ihn die Kunde, das Jacob das Bärbelchen lieb habe!

Das Mädchen war freilich ohne Tadel. Sie war still, sittig, unermüdet, fleißig, sanft, gut und treu und vertrat seit ihrer Mutter Tod mit seltener, musterhafter Treue Mutterstelle bei ihren sieben jüngeren Geschwistern; sie war kaum siebzehn Jahre alt und doch so gesetzt und im Dorfe war nur Eine Stimme des Lobes über sie. Dabei war sie bildschön und stets, wenn auch sehr ärmlich, gar nett und reinlich gekleidet. Alles hatte Art und Geschick bei ihr. — Aber der Vater war ein Kirchweih= oder, wie man am Rheine sagt, Kerbengeiger, ein Schnurrant und Musikant, dabei ärmer als Hiob. Früher waren seine Kinder betteln gegangen; allein seit das Bärbelchen erwachsen war, litt sie es nicht mehr und arbeitete lieber Tag und Nacht für sie.

Stoffel ahnete nicht, daß die Familie fast von seinem Tisch aß. Eva, die Wohlthäterin aller Armen, hatte sie unter ihren Schutz und Schirm genommen. Jacob und Ammichen trugen ihnen Alles zu und eben dadurch war auch Jacob's Liebe hervorgerufen worden; denn er lernte das treffliche Mädchen in seinem stillen, gesegneten Wirken kennen; in ihrer mütterlichen Sorgfalt für die Geschwister, in ihrer reinlichen Haushaltung, und so schlich sich die Liebe in die jungen Herzen ein.

Ob Eva darum wußte, war schwer zu sagen; aber, wenn sie es wußte, so war sie es nicht, die die Herzen auseinander riß.

Es war spät am Abend, als Stoffel heimkam. Es lag eine Centnerlast auf seiner Seele. Er ging stille hinauf und legte sich ohne Abendbrod, ohne ein Wort mit

irgend Jemanden zu reden, ins Bett — um — nicht zu schlafen. Wie hätte er es auch gekonnt? —

Jacob war bei seiner Rückkehr ganz außer sich über Das, was geschehen war.

O es ist gut, daß ich Soldat werden muß, sagte er Hier im Haus ist kein Heil mehr.

Laut weinte die Mutter und dieses Wort drückte den Stachel des Schmerzes noch tiefer in ihre Seele.

So war denn mit einem Male der größte Jammer in dies Haus gekommen, wo zwar das Familienglück nie in reichlichem Maaße gewohnt, wo aber ein solches Elend doch kaum zu erwarten gestanden hatte.

Kein Unglück ist größer, sagte Schmiedjacob dazwischen, als das, welches der Mensch sich selber anthut. Da wurmt's immer in der Seele und man wird's nicht los. Es kommt immer wieder hervor und quält, und der Gedanke, du trägst die eig'ne Schuld, ist das Schlimmste dabei.

Ammichen glich einer vom Sturme geknickten Lilie. Die schlanke, schöne Gestalt war gebeugt; die Wangen, sonst so blühend, waren bleich wie Schnee; das strahlende, blaue Auge war erloschen und matt und stets von Thränen gefüllt; der hüpfende Gang war zu einem Schleichen geworden. Ihr froher Gesang war verstummt. Sie that ihre Arbeit, ohne aufzusehen, aber gar manche Thräne fiel dabei herab, daß der Staub der Erde sie verschlang. Hätte sie die böse Nachrede des gehässigen Jochem und seines boshaften Vaters gekannt, ihr Herz wäre gebrochen.

Jacob redete auch kein Wort. War der Feierabend gekommen, so ging er ohne Scheu zu Ludwig, der still in seinem Häuschen beim alten Lips lebte, oder er ging ohne Scheu zu Bärbelchen.

Eva war tief gebeugt. Sie sah ihrer Kinder Unglück, und das war ihr eigenes. Das treue Mutterherz erlag schier der Last des Kummers. Sie tröstete Ammichen, aber sie selbst bedurfte dessen noch mehr.

Stoffel ging herum wie ein verscheuchtes Huhn. Er konnte seine Haltung nicht wiederfinden. Er war oft ganz gedankenlos und verwirrt und redete ohne Sinn. Oft sprach er laut mit sich selber und beachtete nicht, daß die, über die er sprach, dabei waren. Nur die Sorge um



einen Knecht hielt ihn im Athem. Er lief von Dorf zu Dorf und fand keinen. Es blieb nichts übrig, als Taglöhner zu nehmen, die doppelt so viel kosteten, und das nagte unaufhörlich an seinem Herzen, mehr als alle das Unglück, das ihn umgab. Jedermann im Dorfe kannte das Elend im Hause. Vergeblich bemühte sich der Pfarrer, die Zerwürfnisse auszugleichen; da war keine Hilfe zu leisten.

III.

Wenn ich so hinausblicke, sagte etliche Tage nach Pfingsten der Nachbar Bender zu seiner Frau, und sehe da, wie der Himmel so rein und wolkenlos ist; wie die Erde überall grünt und blüht, und höre die Vögelein singen voll Lust und Freude, so blutet mir das Herz, wenn ich an das Elend in Stoffel's Hause denke. Wie könnten die es so gut haben! Alles haben sie in Hülle und Fülle — nur das Elend hat ihnen gefehlt und da haben sie so lange gemacht, bis sie es hatten und nun wächst es ihnen über den Kopf. Ich mag gar nicht hinüber gehen, denn es wird alle Tag ärger.

Die Bendersbase seufzte und sagte: sie dauern mich von Herzen.

Weißt du was, sagte Bender, sie müssen den Kelch des Elends erst tüchtig leeren und es muß über den Alten noch ganz Anders kommen, ehe er in sich geht.

Dann stirbt Eva; sagte die Benderin.

O nein, versetzte ihr Mann. Es stirbt sich so leicht nicht und der Mensch kann viel, sehr viel ertragen; aber ich habe Hoffnung, daß noch Alles gut geht, und ich will schon das Meine thun, verlaß dich drauf.

Wie denn aber? fragte sie.

Bender war ein Erzschalk. Er lachte und sagte: Wart's ab! Seine Gedanken hatte er aber sicher schon festgestellt, das sah sie ihm an. Es war aber seine Gewohnheit, dann das tiefste Schweigen zu beobachten.

Stoffel war seit vierzehn Tagen nicht zur Gesellschaft auf das Bauholz gekommen. Endlich begegnete ihm Bender. Wo steckst du? fragte er. Man sieht dich ja nicht mehr.

Ach, Bender, was hab' ich ein Leid! seufzte Stoffel.

Was denn? fragte Bender, ob er es gleich von Eva aufs Allergenaueste wußte.

Stoffel erzählte ehrlich den Hergang.

Nun sag', schloß er, hättest du, wenn du Kinder hättest, es nicht gerade so gemacht? Du bist doch auch reich und willst dein Geld nicht wegwerfen? —

So gemacht hätt' ich's nicht, sagte er. Ich hätt' dem Ludwig mein Kind gegeben. Er ist kein Bettelbub'. Dir will ich's im Vertrauen sagen, ich hab' ihm mein Hab und Gut vermacht und das Testament liegt beim Notar.

Stoffel stand da wie eine Bildsäule. Endlich sagte er: Warum hast du mir das nicht früher gesagt?

Das ging dich nichts an, Stoffel, versetzte Bender. Du hättest ihm dein Kind geben können auch ohne das; denn er ist frei vom Soldatenstand und dein Jacob muß dran. Du hättest einen braven Schwiegersohn und ein glücklich Kind gehabt. Jetzt hast du Elend. Deine Frau siecht hin, als hätte sie die Auszehrung, und dein armes, schönes Ammichen wird eine Leiche, wenn es so fort geht. Jacob wird Soldat und man weiß ja schon, wie es beim Napoleon geht. Du kannst in wenigen Jahren allein in der Welt stehen und mußt dich anklagen, daß du sie hingemordet hast. Das ist der Geldgier und des Geizes Ende dann! — Es fehlt dann nichts, als daß dein Mammon dir genommen wird und du siehst dann zu spät

ein, daß das Geld nicht glücklich macht. Glaub' mir's, der Spieladam, dein künftiger Mitvater, ist glücklicher wie du, denn seine Kinder haben ihn lieb und es wohnt Friede und Freude dort. Sie sind reich in der Armuth, du arm in Reichthum, weil du an Gott, an deine Pflicht nicht denkst, die Deinen glücklich zu machen. Irre dich nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Sein Gericht hat begonnen. Gib Acht! —

Bender verließ ihn, weil sich ihre Wege schieden; aber er verließ ihn mit dem guten Glauben, daß er ihn an einen Scheideweg geführt.

Stoffel taumelte schier. Jedes Wort Bender's war wie ein Pfeil, der ihm durch die Seele fuhr; aber noch hielt ihn die alte Macht des Geldes gefangen. Hätt' ich das gewußt, daß ihm der Bender Alles vermachen will, so hätt' ich's freilich nicht gethan; denn bös bin ich ihm nicht, sagte er zu sich selbst. Ich erkenne, wie brav er ist; aber —

Während dies sich hier zutrug, saß Jacob bei seinem lieben Ludwig. Sie sprachen vom Soldatwerden. Ich sage dir, Ludwig, sprach Jacob mit voller Ruhe, es ist nicht schlimm, wenn ich Soldat werde. Das Leben, das wir führen, ist eine Hölle auf Erden. Sähe ich nicht das tiefe Leid meiner Mutter und Schwester, ich ginge freiwillig. Was hab' ich zu erwarten? Wie er es Ammichen machte, so macht er mir's.

Ludwig senkte still den Kopf. Es war als käme ein Gedanke in seine Seele, der ihm mit einem Male Licht gäbe; aber er schwieg.

Was macht Ammichen? fragte er nach einer Weile.

Das kannst du dir wohl denken, sagte Jacob. Sie weint immer und geht dahin wie ein Schatten. Abends sitzt sie wohl drunten im Wiesengarten unter dem Johannisapfelbaume.

Das war ein Wink für Ludwig und schon an diesem Abend sah er sie dort, wo die Nachtigall flötete. Das war ein Wiedersehen voll tiefen Leides. Sie erzählte ihm von ihrem Jammer im Hause, von der Mutter Leid, und wie ihr Vater manchmal ganz irre rede; aber nie versöhnlich. Dann wehklage er, daß Jacob müsse Soldat werden; sein



Weib verlasse ihn; seine Kinder seien von ihm abgewendet; die Nachbarn verachteten, seine Feinde verhöhnten ihn; er finde keinen Knecht; er müsse ein Bettler werden wegen des vielen Tagelohns, und am Ende verdürben ihm die Früchte auf dem Halm. Ach, Ludwig, sagte sie, und die hellen Thränen rieselten ihr über die bleichen Wangen, seit dieser Unglücksstunde sind wir recht elend.

Ludwig weinte mit ihr. Wie geht's deiner Mutter? fragte er.

O die trägt eine schwere Last, klagte das arme Mädchen. Sie sieht unser Unglück und nun sieht sie voraus, daß Jacob Soldat werden muß und bei dem Schmerz, ihn zu verlieren, fürchtet sie, daß dann mein Vater vom Verstande komme.

Gott sei davor! rief Ludwig und schauderte.

Sagt denn dein Vater nichts von einem Einsteher? fragte er sie.

Er sagte gestern, war Ammichen's Antwort, er wolle gerne achtzehnhundert Gulden geben, wie der alte Mathes-peter für seinen Ulrich gab, wenn er nur einen finden könne; aber nicht einmal einen Knecht finde er, zu geschweigen, daß er einen Einsteher fände; der Napoleon würge die

jungen Männer hin, daß am Ende keine mehr für ihn da seien. Ach, fuhr sie fort, du glaubst nicht, wie glücklich wir wären, wenn er einen finden könnte.

Ludwig schwieg nachsinnend und Ammichen plauderte noch fort, bis die Mutter ihr rief.

Ludwig blieb an der Stelle sitzen und versank in seine Gedanken. Er saß noch da, als fern im Dorfe der Wächter die Mitternachtsstunde blies. Als es wieder stille war und auch die Nachtigall schwieg, da stand er auf, ging aber an der angelehnten Thüre seines Häuschens vorüber, auf den Gottesacker zu. Das knarrende Thor, die im Mondenschein matt leuchtenden, weißen Kreuze auf den Gräbern, die im Nachtwinde raschelnden Kronen von Flittergold auf den Gräbern der Kinder, Jünglinge und Jungfrauen — das Alles erschreckte ihn so wenig, als ihn die heilige Stelle des Orts erschüttern konnte. Seine Seele war nur mit Einem Gedanken beschäftigt. Durch die Seele des Verlassenen zog ein schmerzlich wehmüthiges Gefühl. Schnell fand er das Grab seiner Mutter, auf welches



Ammichen Blumen gepflanzt. Dort kniete er nieder und seine Thränen netzten das Grab. Dort betete er still und dann war es ihm, als rede er zu seiner Mutter. Ich thue an ihr, wie sie an dir gethan, sagte er, und gelt, liebe Mutter, das ist recht? —

Der Mond, der einige Augenblicke durch eine schwere Wolke, die der Nachtwind am Himmel hintrieb, verhüllt gewesen war, trat in diesem Augenblicke mit hellem Strahle hervor und goß die volle Macht seines Lichts auf die Gräber aus.

Durch Ludwig's Seele zog ein leichtes Schauern; aber es war ihm, als sei das die Zusage, daß das, was seine Seele bewegte, der seligen Mutter Billigung habe. Freudig und gestärkt in seinem Entschlusse stand er auf; hauchte den Gruß: Schlaf wohl, mein Mütterlein! gegen das stille Grab und ging hinweg. In seiner Seele war Frieden, ein Frieden, wie ihn die Welt nicht geben kann.

Der gefürchtete Tag des Loosens kam endlich.

Im grellen Widerspruch mit den Gemüthern der Menschen, welche an diesem Tage die Entscheidung ihres Schicksals erwarteten, war er heiter und sonnig. In den Millionen Thauperlen, die an den Halmen des Grases und den reifenden Ähren der Fruchtfelder zitterten oder in den Kelchen der Blumen ruhten, glitzerte das Sonnenlicht. Wald und Flur hallten wieder vom fröhlichen Gesange der Vögel und vom Summen der kleinen Thierchen, die fröhlich umherschwirrten. Überall sah man die Leute in den Weinbergen arbeiten. Gar manches Auge ruhte mit tiefer Trauer auf der Landstraße, wo die Haufen der Jungbursche in meist erkünstelter Lustigkeit dahinzogen. Sie trugen einen Muth zur Schau, der ihnen innerlich fehlte. Manche sangen fröhliche Lieder; Andere schlichen stille dahin mit kummervollen Gesichtern. Sie dachten des Looses der armen Eltern, ihres eigenen Schicksals.

Ich kenne das genau aus eigener Erfahrung, sagte der Schmiedjacob; denn ich weiß eben mich noch lebhaft zu erinnern, wie ich selbst unter den zur Aushebung ziehenden Burschen war. Wir sangen, jubelten und jauchzten, aber drinnen im Herzen sah's anders aus. Wir suchten dadurch unser Leid zu betäuben. Keiner ging gerne; denn

wir haßten die Franzosen und hatten Grund genug dazu. Übrigens gab's auch leichtfertige Bursche genug, die sich über das Alles hinaussetzten. Auch an Spottliedern fehlte es nicht. Eins erinnere ich mich noch, das wir oft sangen. Es lautete so:

„Schössen sie Pfeffernüss',
Bisquit und Weck',
Wär' ich der Erst' im Krieg,
Tapfer und keck!

Und wär' im Lazareth
Wein Medicin,
Dann wär' ich immer krank,
Blieb all'zeit drin!

Würd' ich gleich General —
Oder noch mehr,
Und wär' dann weit vom Schuß —
Ging's lustig her!

En avant *) Brüderchen,
Muthig voran!
Fehlt dir Kurasche, so
Trink' dir sie an!

Träf' jede Kugel — dann
Gäb' es schnell Fried'!
Alles wär' schnell am End' —
Wie dieses Lied!"

Offenbar hatte das so ein leichtfüßiger Taugenichts gemacht. Die Weise klang marschartig und hübsch; daher wurde es denn auch überall gesungen und allezeit herzlich belacht. Zu der kleinen Kantonsstadt wanderten die Bursche und hier und da folgte ein gebeugter Vater, eine weinende Mutter, um den letzten Versuch zur Rettung ihres Sohnes zu machen. Um aber das auszuführen, was die zweitletzte Strophe des Liedes sagte, traten sie meist in das Wirthshaus, welches zunächst dem Thore lag und sehr bezeichnend „der letzte Heller" hieß, obgleich auf dem Schild ein mächtiger französischer Adler stand. Da war denn Alles gedrückt voll und die offenen Fenster ließen die Stube

*) Heißt auf deutsch: Voran!

ganz gut übersehen. Da ging's lustig zu und die sonst strengen Polizeisoldaten waren heute taub und blind.

Jacob war auch auf dem Weg, aber unter den jubelnden Gesellen war er nicht. Auch sein Vater war hingegangen. Seit den letzten Tagen war er ganz verstummt. Zu Jacob mochte er nicht gehen, weil Ludwig mit ihm ging. Es war auch gut, daß er sich zurückhielt, denn leicht hätten sie auf das kommen können, was am Pfingstmontag daheim geschehen war.

Auf dem Markte vor dem Rathhause drückten und drängten sich die Menschen, als die neunte Stunde schlug und die Ziehung oben begann. Im Saale des Rathhauses war der Unterpräfect, die Mär's, wie damals die Bürgermeister hießen, die Offiziere, die Doctoren und die Schöffen der Dorfschaften.

Kamen die Bursche eines Dorfs an die Reihe, so rief der Schöffe den Namen des Orts und aus dem Menschenknäuel wickelten sich Diejenigen heraus, die jetzt den angstreichen Griff in den Topf thun sollten, der über Leid oder Freude entscheiden sollte. Da sank der angetrunkene Muth zu Boden; da verstummte die kecke, übermüthige Rede; da wurde manche geröthete Wange kreidebleich und das kräftige Auftreten wurde zum unsichern Schwanken. Kamen sie dann wieder herab, so jubelte der Glückliche und der, den das Loos betroffen, schlich sich stille hinweg, oder Beide, dieser im Übermuthe der Freude, jener im halben Wahnsinn der Verzweiflung, eilten ins Wirthshaus und berauscht verließen sie es. Da machten die armen Kinder, welche Rosmarin- und Lorbeersträuße, mit blaurothweißen Bändern geschmückt, einen guten Kauf; denn mit solchen Zeichen wurde dann Mütze und Hut geschmückt, ohne daß aber diese Franzosenfarben irgend eine andere Bedeutung gehabt hätten, als die, daß sie bunt waren.

Jammern und Bedauern, Freude und Glückwünsche vernahm man wohl häufig und selbst die wurden davon berührt, die als bloß Neugierige dabei standen.

Links vom Rathhause, wo die Straße aus der Oberstadt herabkommt, steht ein Eckhaus, von dem aus, da die Straße dort anzusteigen beginnt, man fast den ganzen Markt überschauen kann. Dort lehnte Ludwig wider des

Hauses scharfer Ecke. Wenn es auch aussah, als nähme er keinen sonderlichen Antheil an dem, was um ihn vorging, so war das nur äußerlich so. Innerlich war er von Sorge und Angst um Jacob bewegt und ihn und seinen Vater hielt er scharf im Auge. Bis jetzt hatte Stoffel stille neben Jacob gestanden. Jetzt rief der Schöffe den Namen des Dorfs und nun kam Leben in Stoffel's Gestalt. Er faßte weinend seines Sohnes Hand und sagte: Gott leite deine Hand zu dem, was uns frommt! Jacob drückte seines Vaters Hand und sagte: Wie Gott will! Er ging zum Rathhause hin und Stoffel drängte sich ihm nach, damit er sogleich sähe, wie es gegangen.

Jetzt verließ Ludwig seine Stelle, drückte mit kräftigem Arme die Leute auseinander und war bald an Jacob's Seite. Fast eine Viertelstunde dauerte es, bis Jacob an die Reihe kam. Sein Geschlechtsname lag weit im A. B. C. zurück. Endlich wurde er aufgerufen, trat zum Tische, griff in den Topf und reichte das Papier, welches er herauszog, dem Beamten. Nr. 11, sagte dieser.

Soldat! rief der Präfect, und nun wurde er von den Offizieren betrachtet, die endlich dahin entschieden, daß er zum Kanonier tauglich sei.

Jacob hielt sich männlich. Sein Gesicht hatte zwar eine fahle Todtenfarbe, aber er ging fest einher und das Gesicht zeigte keine weinerliche Stimmung.

Er reichte Ludwig die Hand und sagte: Meine Vorahnung hat mich nicht betrogen! Dann neigte er sich zu seinem Ohr und sagte leise: Nimm dich meines Bärbelchen's an, wenn es ihm übel gehen sollte. Das ist mein Vermächtniß.

Ludwig drückte die Hand des Freundes und sagte: Sei gutes Muths; es ist noch Hilfe da!

Jacob aber beachtete das Wort nicht. Er hielt es für eins jener leeren Trostworte, die die Leute sagen, um doch etwas zu sagen. Sie gingen langsam die Stiege hinab. Als sie aus der Thüre traten, stand Stoffel vor ihnen. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er seinen Sohn an. Dieser hielt ihm, statt der Antwort, seine Nummer hin und sagte: Kanonier!

Da hielt Stoffel beide Hände vors Angesicht und



weinte bitterlich, weinte laut. Jacob faßte seine Hand und sagte: Vater, faßt Euch doch! Es ist einmal Gottes Wille so! Und er zog ihn fort und neue Ankommende schlossen die Gasse, welche die Abgehenden gemacht und neue Auftritte verscheuchten die Erinnerung an das eben Erlebte.

Nur bei Dreien ließ sie sich nicht verdrängen. Ludwig hatte nie den alten Stoffel weinen gesehen, vielleicht auch sonst Niemand im Dorf. Er traute ihm nicht zu, daß er so viel Vaterliebe im Herzen habe; aber nun erkannte er, daß doch noch etwas Anderes in ihm walte, als die

Macht des Geldsacks und der reiche Bauernstolz, und das ergriff mächtig sein Herz. Er hegte tiefes Mitleid mit dem nun wirklich hart geschlagenen Mann.

In dem Gedränge, das auf dem Markte herrschte, wurde er übrigens von ihnen abgedrängt und fand sie nicht wieder, ob er sie gleich sorglich suchte. Er mußte allein den Heimweg suchen und wählte nun absichtlich einen über das Gebirge führenden, selten betretenen Fußpfad, um sich die Sache, die ihn innerlich so tief bewegte, in den Gedanken zu ordnen und zurechtzulegen. Als er an Stoffel's Hause vorüberging, konnte er sich nicht enthalten, einen Blick durch das klare Fenster zu werfen. Da lehnte Ammichen das Haupt an die Wand und ihre Thränen



rannen stromweise; die Mutter saß da, bleich wie eines jener Bilder, welche wandernde Italiener zum Verkaufe herumtragen; Stoffel saß im Sessel und stützte das Haupt auf den Arm und man sah, daß er ganz trostlos war.

Jacob erblickte er nicht; aber theilnehmende Nachbarn standen und saßen umher. Fast Niemand sprach. Jeder gab sich dem Leide hin, das sein Herz erfüllte.

Wer diese trauernde Familie sah, mußte von Mitleid bewegt werden, auch wenn er keinen nähern Antheil an ihr sonsthin genommen hätte. Um so mehr ergriff der Anblick Ludwig's Herz. O, daß er hätte hineingehen und ein Wort des Friedens in ihre Herzen hineinreden dürfen, wie nur er allein es konnte; das freilich wieder *einen* größern Jammer über Eins dieser leidenden *Herzen hätte* bringen müssen! Als er sich abwenden *wollte, erblickte* er eine dunkle Gestalt, die unferne von ihm stand und leise schluchzte. Er erkannte Bärbelchen; aber als er sich ihr nähern wollte, war sie wie ein gescheuchtes Reh entflohen.

Noch eine Weile stand Ludwig stille da, dann wandte er sich um und ging auf Bender's Hausthüre zu.

Was bringst du noch so spät? fragte Bender, als Ludwig den guten Abend geboten hatte. Hast du im Vorübergehen in das Haus des Jammers geblickt, Ludwig? —

Ja, sagte Ludwig fest, und grade deßwegen komm' ich heute noch zu Euch.

Setz' dich, sagte Bender.

Wollt Ihr so gut sein und mir einige Fragen beantworten, Bendersvetter?

Wenn ich kann, warum nicht, Ludwig? — entgegnete Bender.

Ihr kennt das, was ich in Stoffel's Hause erfahren habe, genau, sagte Ludwig, und wisset den Grund. Glaubt Ihr, daß Stoffel jemals einwillige, daß Ammichen meine Frau werde? —

So lange der Stoffel bleibt, was er ist, geschieht's nicht! — war des ehrlichen Bender's Antwort.

Glaubt Ihr, daß er zu Jacob's Heirath mit Spieladam's Bärbelchen Ja sage?

Ebenso wenig, so lange das Mädchen nicht Geld hat und dazu ist wenig Aussicht, versetzte Bender.

Es ist genug, sagte Ludwig; glaubt Ihr aber, daß Stoffel einen Einsteher kaufe?

Woher den nehmen? Ludwig, fragte Bender.

Das wäre ganz einerlei, antwortet mir doch, bat Ludwig.

Nun ja, versetzte Bender, das glaub' ich schon, wenn er ihn um einen billigen Preis bekäme; aber achtzehn hundert bis zwei tausend Gulden bezahlen, wie sie jetzt kosten, das wird Flausen haben.

Gut, versetzte Ludwig, wenn er zwei tausend Gulden geben will, so geht hinüber und sagt ihm, Ihr hättet einen.

Bist du toll, Ludwig? rief Bender. Wo ist er denn?

Ich selber bin's, sagte Ludwig mit großem Nachdrucke.

Du wirst doch nicht thöricht sein? rief der alte Mann und sprang auf. Du bist ja frei und wolltest Einsteher werden? —

Warum nicht? entgegnete Ludwig. Sagtet Ihr nicht selber, Stoffel würde niemals in meine Heirath mit Ammichen willigen? Was thue ich dann hier? Mir ist dann besser, es streckt mich eine Kugel in den Sand, und dazu ist gute Aussicht. Überdies weiß ich, was ich Eva schulde, die meine Mutter gewesen ist. Ich habe den Jammer gesehen und er ist mir wie ein zweischneidig Schwert durch die Seele gegangen! So komm' ich aus dem Weg und trag' eine schwere Schuld der Dankbarkeit ab.

Aber Ammichen? fragte Bender und das Herz des alten Mannes war tief ergriffen.

Ihr ist's besser, wenn ich fort bin, sagte Ludwig, das seh' ich ein. Sie wird den Schmerz überwinden und dann ist's gut. Macht's kurz, Bendersvetter, und geht gleich hinüber, damit der Jammer ende. Sagt nichts davon, daß ich es bin. Das aber sagt, ich verlange keinen Heller Geld, nur eine notarische Verschreibung; keine Kleider, keine Uhr, nicht die übliche Verköstigung bis zum Abmarsch — von dem Allem nichts — nur die zwei tausend Gulden müsse er mir verschreiben. Ich bleibe hier bei der Base, bis Ihr wieder kommt. Geht in Gottes Namen.

Bender war diesen Abend schon drüben in Stoffel's gewesen. Er hatte das Leid nicht mehr ansehen können und war fortgegangen. Als er eintrat, war Niemand mehr da außer der Familie. Nur Jacob fehlte; er saß beim trostlosen Bärbelchen. Alle sahen auf, als Bender eintrat mit freundlichem Gruß.

Ei, da find' ich Euch ja noch Alle! sagte Bender.

Wohl findet Ihr uns, Bendersvetter, sprach Eva.

Es kommt vor Leid kein Schlaf in unsere Augen und doch sind unsere Glieder, wie unsere Gedanken, gelähmt. Die Zeit des Elends ist über uns gekommen und des Herrn Zuchtruthe erreicht uns.

Ich meine, das Elend ließe sich noch heben, sagte Bender langsam.

Da blickten Aller Augen fragend ihn an.

Weißt du einen Weg, Bender, rief Stoffel, so sag' ihn uns um Gottes willen!

Ei, der ist ja leicht gefunden, sprach Bender. Nimm einen Einsteher.

Du hast gut reden, entgegnete Stoffel; wo soll ich einen hernehmen? Es sind ja fast keine Bursche mehr im Lande, außer Denen, die als unbrauchbar sind zurückgewiesen worden.

Ich wüßte dir einen Tüchtigen, bekräftigte Bender.

Wen denn? fragten alle Drei zugleich.

Bender that, als überhöre er die Frage, und sagte: Es kommt Alles darauf an, wie viel dem Stoffel sein Jacob werth ist, oder ob er in die Forderung des Einstehers eingehen will.

Was fordert er denn? fragte Stoffel gespannt.

Zwei tausend Gulden! sagte Bender.

Und eine Uhr, Kleider und all' die langsame Auszehrung, die die Kerle Einem anthun? fragte Stoffel wieder.

Nein, erwiederte Bender, rund zwei tausend Gulden.

Ach, wo bring' ich das Geld her? seufzte Stoffel.

Nun seh' ich doch wieder, daß des Herrn Wort wahr bleibt in Ewigkeit! rief Bender aus. Der Geiz ist eine Wurzel alles Übels. Selbst die Liebe des Vaters zu seinem Kinde schlägt er todt! Hast du nicht für fünfzehn hundert Gulden Wein und Früchte zu Martini voriges Jahr verkauft und hast das Geld noch alle in dem Strumpf in deiner Kiste liegen bei dem anderen, das drin liegt? Aber lieber läßt du deinen Sohn todt oder zum Krüppel schießen, als du dich von dem Mammon trennst.

Ja, Ihr habt Recht, Bendersvetter, sagte Eva und rang die Hände.

Und wenn Einem so ein Tagedieb durchginge, so wäre das Geld fort und Jacob müßte doch Soldat werden!

sagte Stoffel mehr zu sich, als zu den Anderen. Wer leistet mir Bürgschaft für das Geld, wenn ich es gäbe? —

Du selbst, Stoffel, antwortete ihm Bender. Er will keinen Heller baares Geld, du sollst bloß die zwei tausend Gulden verschreiben vor dem Notar. Erst nach einem Jahr sollst du sie auszahlen.

Und bis dahin mit fünf Prozent verzinsen oder gar mit mehr? fragte Stoffel.

Nein, erwiederte Bender. Ohne Zinsen sollen sie stehen.

Stoffel blickte ihn ungläubig an. Du wirst doch einen hart geschlagenen Mann nicht zum Narren halten wollen? Solch ein Einsteher wäre ja eine Rarität? Mach' mich Das nicht weiß!

Mein Einsteher ist aber solch eine Rarität, Stoffel, ich gebe dir mein Wort darauf. Dabei ist er ein grundehrlicher Mensch, von dem du kein Desertiren zu fürchten hast. Er will sogar in den Act setzen lassen, daß, wenn er desertire und Jacob Gefahr dadurch liefe, das Geld zurückbezahlt werden solle.

Eva und Ammichen blickten mit ängstlich pochenden Herzen den Nachbar an; denn ihnen kam der Gedanke, es könne Ludwig sein, den Bender meine.

Und wenn er umkommt —? fragte Stoffel.

Thut nichts ändern, sagte Bender. Das Geld muß doch bezahlt werden. Ist dir's recht so, hier ist meine Hand. Schlag' ein und die Sache ist richtig.

Stoffel rückte auf dem Stuhle hin und her, als sitze er auf glühenden Kohlen. Er kratzte sich hinter dem Ohre; setzte die Mütze bald rechts, bald links auf. Man sah es, wie seine filzige Seele einen schweren Kampf kämpfte und wie viel es kostete, bis sich der Entschluß losrang.

Stoffel, sagte Eva, gib dir keine Mühe. Jacob wird Soldat und wird todtgeschossen. Dann sparst du das Geld. —

In dem Worte Eva's drückte sich eine Bitterkeit aus, die selbst auf das verhärtete Gemüth des Geizigen eine Macht ausübte, die man kaum hätte erwarten sollen.

Wahrlich, rief Bender im höchsten Zorne, wer mit dir Mitleid hat, thut Sünde. Du bist der verstockteste



Sünder, den ich jemals sah. Selbst dein eigen Fleisch und Blut ist dir für Geld feil. Über dich komme, was du verdienst. Gute Nacht! Er wollte gehen, aber Stoffel sprang auf und hielt ihn fest. Der Handel ist richtig, rief er aus. Ich zahle das Geld, aber nun sag' mir auch, wer's ist? —

Nun ja denn, sagte Bender; der ist's, den du hinausgestoßen hast aus deinem Hause; dem du den guten Ruf nahmst; den du weghetzen willst von deiner Schwelle, wie einen räudigen Hund; der Ludwig ist's. Er will mit seinem Einstehen eine Schuld der Liebe abbezahlen, dir

aus den Augen gehen und — wenn's möglich ist, feuerige Kohlen dir aufs Haupt sammeln.

Bei diesen Worten trat Jacob herein. Er stand überrascht da, als er seinen Vater bleich im Sessel sitzen, seine Mutter trostlos die Hände ringen, Ammichen laut weinend hinausstürzen sah.

Was gibt's denn, Bendersvetter? fragte er.

Ludwig ist dein Einsteher geworden, sagte Bender.

Nein, nun und nimmer! rief Jacob. Das geht nicht!

Der Handel ist richtig, sagte Bender und es beißt keine Maus mehr einen Faden ab.

Noch Eins, sagte Bender. Da der Handel richtig ist, so kommt morgen in den goldenen Stern in der Stadt. Dort treffen wir uns, um zu dem Notar zu gehen. Ich bin Zeuge, setzte er hinzu, und du wirst dich nicht lumpen lassen, hoff' ich. Gute Nacht! — Bender ging und noch bis nach Mitternacht redete er ernst und allein mit Ludwig. Als dieser endlich schied, sagte Bender zu ihm: Ludwig, ich habe dich heute erst kennen gelernt; du hast dir meine ganze Liebe und Achtung erworben. Solcher Gesinnung kann Gottes Segen nicht fehlen. Du wirst wiederkommen und es wird gewiß Alles gut. Das gelobe ich dir aber hier vor Gottes Angesicht: ich werde handeln für dich, besser, als ein Vater für sein Kind. Gott segne dich!

Jacob war hinübergeeilt zu Ludwig; aber Lips hatte ihn noch mit keinem Auge gesehen. Erst gegen Mitternacht ging Jacob heim; und ehe der Tag graute, war Ludwig schon wieder weg. Er wollte Jacob nicht begegnen, bis Alles vorüber wäre.

Aber wer konnte sagen, wie es in Eva's, in des armen Ammichen's Herzen aussah? Wer konnte die Thränen zählen, die dort flossen? — Nur Einer im Hause schlief seit langer Zeit zum ersten Male ruhig und fest. Es war Stoffel. Seit er den Entschluß sich selber abgerungen und er nun wußte, daß sein Jacob ihm blieb und er alle seine Arbeiten in Ordnung bestellen könne, schien ihm selbst das Geldopfer minder groß. Brauchte er es ja doch nicht gleich zu zahlen und auch nicht zu verzinsen! —

Schon frühe war Ludwig bei dem Notar in der Stadt. Dieser schrieb den Act nach Ludwig's Angabe fix und fertig bis zur Unterschrift.



Im Wirthshause zum goldenen Stern trennte sich Ludwig von Bender, weil er mit Stoffel nicht in Berührung kommen mochte. Stoffel kam später nach, und nachdem er ein Schöpplein Guten bezahlt, ging Bender mit ihm zum Notar.

Soll ich's Euch vorlesen? fragte der Notar. Ludwig hat mir bereits Alles dictirt.

Da muß ich doch auch dabei sein, sagte trotzig Stoffel, in welchem sich der reiche Bauer regte.

Wenn die Bedingungen Euch beträfen, sagte der Notar, so wäre das schon richtig. Was aber der junge Mensch mit dem Gelde machen will, geht eigentlich Euch gar Nichts an. Ihr bezahlt oder bezahlt nicht. Das ist das Ende vom Lied. Er nahm den Act und las. Der Inhalt lautete dahin, daß Stoffel nach Jahresfrist, jedoch

bis dahin ohne Zinsen, zwei tausend Gulden zahle, Ludwig möge leben oder todt sein, und zwar an — Barbara, die Tochter des Spielmanns Adam.

Was? rief Stoffel in höchstem Zorne. Was geht mich des Spieladam's Bärbel an? Da wird nichts draus!



Ist mir recht, sagte Bender. So mag dein Jacob der Trommel folgen.

Was geht es Euch an, was der Einsteher mit seinem Gelde machen will? fragte scharf der Notar. Wollt Ihr

noch am Ende Herr über das Geld eines Anderen sein? Ihr seid toll, Stoffel! Stoffel ging in der größten Wuth in der Stube des Notars herum, brummte halblaut von „Lumpengesindel,“ ohne jedoch eine Erklärung abzugeben.

Macht's kurz, rief endlich der Notar Ich bin zu einem Todtkranken berufen, der ein Testament machen will, da ist nicht lange zu pampeln!

Stoffel setzte sich und sagte mit unterdrücktem Grimme: So leset weiter! Der Notar fuhr fort: Daß dagegen Ludwig aus freiem Antrieb und weil er frei vom Heerdienste sei, an der Stelle Jacob's Soldat werde. —

Falls er aber desertirte? fiel Stoffel ein.

Schäme dich, Stoffel, das zu sagen! rief Bender aus.

Ruhig, sprach der Notar, auch das ist vorgesehen. Sollte er desertiren, so wird der Act nichtig und das Mädchen zahlt Euch das Geld zurück.

Aha, sagte Stoffel, da hol' ich bei dem Lumpen, dem Spieladam, das Geld! —

Ich bin Bürge! sagte Bender. Setzt das in den Act, Herr Notar.

Ist Euch das recht, fragte der Notar.

Stoffel nickte. Der Notar schrieb. Ludwig hatte bereits unterzeichnet und nun that das Stoffel, Bender und ein Nachbar des Notars als Zeuge und die Sache war endlich abgethan. Als Bender und Stoffel weggegangen waren, kam Ludwig wieder und ließ von dem Notar ein Testament machen, wonach das Häuschen und der Acker, welchen er besaß, so lange Lips lebe, diesem verbleiben, nach dessen Tod aber an Bärbelchen fallen solle.

Es war Brauch, daß vom Tage der geschlossenen Übereinkunft an, der Einsteher in dem Hause Dessen verpflegt wurde, für Den er eintrat; hier aber war es anders. Ludwig betrat Stoffel's Schwelle nicht; dagegen besuchten ihn Bender, Eva, Jacob ohne Hehl. Letzterer Herzen waren getheilt, aber ihre Liebe zu Ludwig wuchs mit jedem Augenblicke.

Niemand ahnete, was Ludwig gethan, da der Notar tiefes Schweigen auferlegt hatte. Stoffel hielt's wohl, aber an seinem Unmuthe nahm Eva wahr, es müsse etwas Wichtiges in dem Acte stehen. Als sie Bender darnach

fragte, sagte er lachend: die Zeit wird's lehren, aber auch Das, daß Ludwig ein Edelstein ist!

Eva wollte Ludwig Geld bringen. Ich brauche keins, sagte er dankend. Stoffel hat Nichts zu zahlen. Auf ihr eindringliches Bitten nahm er es doch an.

Ich will Nichts von dem Abschiede reden, sprach der Schmiedjacob. Das war ein Leid, unter dem Ammichen schier zusammenbrach.

Von Bärbelchen nahm Ludwig besondern Abschied und übergab dem fast zu Boden sinkenden Mädchen die beiden Acten. Bender war zugegen. Er war im Act als Bärbelchen's Beistand genannt.

Ach, was hast du mit mir vor? rief das Mädchen.

Du sollst Jacob's glückliche Gattin werden, flüsterte ihr Ludwig ins Ohr. Halte dich nur an Bender — und dann schied er von dem ganz betäubten Mädchen, das gar nicht wußte, wie ihr geschah.

IV.

In Stoffel's Hause war seit Ludwig's Wegzug viel Trauer und Leid, das nur durch den Gedanken etwas versüßt war, daß Jacob blieb. Nur Einer war wieder ganz froh geworden, und der war Stoffel. Sein Sohn blieb. Der verhaßte Ludwig, dem er in Betreff Ammichen's nicht traute, war nun für immer fort und er sparte ein Erkleckliches an der Summe ab, die er für Ludwig nach einem Jahr zahlen mußte, da er nun nicht die vielen Taglöhner brauchte. Er lieh gleich das baare Geld aus und rechnete schon, daß auch die Zinsen noch hinzugezählt werden könnten, die er von dem Gelde zog. Nur das Eine konnte er kaum verwinden, daß er das Geld an das „Bettelmädel" zahlen sollte.

Am Tiefsten gebeugt war Ammichen. Ach, wie betete sie jeden Tag so oft für Ludwig's Erhaltung! Wie lebte ihre Seele nur an dem Gedanken an ihn! Freier drängten sich von allen Seiten herbei und Stoffel hätte gerne durchgegriffen, wäre nicht Eva gewesen, die kurz und bündig erklärte, daß, wie er Miene mache, Ammichen zu einer Heirath zu zwingen, sie auf Scheidung klagen würde. Und Ammichen wies jeden Antrag aufs Bestimmteste zurück.

Jacob ging mit Bärbelchen ohne Scheu um, und Stoffel wagte nicht, etwas zu sagen. Er verschloß seinen Grimm in sich, aber der Riß, den der zweite Pfingsttag gemacht in die Familie, war nicht mehr auszuheilen.

Das Jahr 1812 war in jener Gegend ein am Gemüse reiches, aber die Frucht wurde durch einen Hagelschlag getroffen und auch der Weinstock litt darunter sehr. Überdies war der erherbstete Wein nur ein Mittelgut, das gar keinen Absatz finden wollte, so wenig auch erherbstet worden war. Stoffel sah mit Schrecken dem ersten Juli 1813 entgegen, wo er das Geld zahlen sollte. Das Jahr 1813 aber ließ sich noch ungünstiger an.

Zu diesen trüben Aussichten gesellte sich ein anderes Übel; aller Verkehr stockte. Die Unglücksfälle Napoleon's in Rußland, das Erbleichen seines Glückes hemmte alle Handelsthätigkeit.

Wie es aber in dem Sprüchworte heißt, daß kein Leid allein kommt, so erfuhr es Stoffel.

Schon im Jahr 1813 zeigte sich das Nervenfieber, welches durch die Transporte der Gefangenen, der Verwundeten der sich zurückziehenden Armee eingeschleppt worden war, in seiner unglückseligen Macht, besonders am Rheine. Stoffel war eine feste Natur, aber die mannichfaltigen Gemüthserregungen griffen ihn mehr an, als es Jemand glaubte. Zuerst erkrankte Ammichen und schwebte lange am Rande des Grabes. So geizig auch Stoffel war, er liebte doch seine Kinder herzinniglich und die Krankheit Ammichen's traf ihn um so schwerer, als der Vorwurf an seinem Herzen nagte, die Krankheit sei die Folge seiner Härte. Es gab Augenblicke, wo er im Garten in der Laube saß und weinte und betete, was er sonst selten gethan.

Bender merkte seine Stimmung und benutzte sie, wie ein seelsorgender Freund, zu Stoffel's Besserung. Die derbe Rede des ehrlichen Nachbars, der wohl wußte, wie er Stoffel's Seele fassen mußte, ging ihm oft tief ein, und wenn Bender hinwies, wie ihm nun all sein Geld und Gut das theuere Kind nicht dürfte erhalten können, so war das wirksamer als Alles.

Der Herr klopfte an die verschlossene Thüre dieses halb erstarrten Gemüths und — nicht umsonst. Manche

Nacht, wenn er am Bett des Mädchens saß, bebte sein Herz in der Brust und die Selbstanklage; das marternde Gefühl der Reue; das Bewußtsein der Ohnmacht führte seine Seele zum Erkennen seiner selbst.

Ammichen genas. Bender sagte: Stoffel, der liebe Herrgott ist dir gnädiger, als du es werth bist. Bessere dich. Du verdienst die Gnade nicht und ich glaube, der liebe Gott erhört auch nur das Gebet deiner guten Frau, deines nicht.

Es sollte noch weiter kommen. Eva hatte unendlich viel erduldet seit Jahresfrist. Sie war in der langen Krankheit Ammichen's oft wochenlang nicht aus den Kleidern gekommen. Das blieb nicht ohne Folgen, zumal die Krankheit ansteckend war. Auch sie legte sich nieder und erst jetzt, als Ammichen kaum noch außer dem Bett sein konnte und die Mutter darnieder lag, fühlte er, was er an ihr als Hausfrau hatte, und die alte Liebe zu ihr zeigte sich erst jetzt recht. Er wich nicht von ihr; Tag und Nacht pflegte er sie. Niemand durfte ihr die Arznei reichen, als er. Stundenlang hielt er ihre Hand in der Seinen und „liebe Eva“ hörte sie viel tausend Mal aus seinem Mund, und wenn sie in sein Auge blickte, sah sie es oft in Thränen schwimmen.

Bender und seine Frau erwiesen sich jetzt recht als treue Nachbarn und echte Freunde, die sich in der Noth erproben. Eva war noch gewaltiger von der Krankheit ergriffen, als Ammichen. Fast eine halbe Woche lag sie völlig bewußtlos in wilden Fieberträumen. Das war eine Zeit schwerer Heimsuchung, die auch an Stoffel's Seele nicht ganz ohne wohlthätige Spuren vorüberging.

Als endlich Eva zu genesen begann, erkrankte vollends Stoffel selbst. Ihn ergriff die Krankheit weniger heftig, aber die Schmerzen des Krankenlagers thaten ihm das innere Auge noch mehr auf.

Und als er wieder auf dem Wege der Genesung war, kam der erste Juli 1813 heran und er hatte so wenig baares Geld, daß ihn der Gedanke mit Entsetzen erfüllte.

Einst saß Bender bei ihm.

Ach, sagte er, Bender, mich drückt das Geld mächtig, das ich dem Mädchen bezahlen muß.

Bist du denn arm? fragte ihn lachend der Nachbar.

Nein, sagte Stoffel, aber ich habe doch jetzt grade das nöthige Geld nicht. Ich muß lehnen —! Das ist mir das Härteste!

Du hast Credit! sagte Bender.

Glaub's wohl — aber lehnen muß ich, der ich nie es brauchte, seufzte er. Was wird die Welt sagen? —

Bender zuckte die Achseln.

Und wo werd' ich's kriegen? klagte Stoffel.

Der Lützeldörfer hat vorgestern seinen eilfer Wein, den er noch liegen hatte, verkauft, sagte Bender. Frag' bei Dem an. Er kann dir's geben.

Lieber bei dem Schmuel in der Stadt, der dreißig Prozent nimmt! schrie, fast außer sich, Stoffel.

Bender wurde es bange, die Aufregung möge ihn zurückwerfen. Nun, nun, sagte er, ereifere dich nicht. Ich wüßte einen Rath, der könnte Alles schön friedlich und zu deinem Segen kehren —.

Welchen? fragte Stoffel und richtete sich auf.

Hör' Mal, Nachbar, nahm Bender das Wort, der Spieladam ist arm, das ist wahr, aber ein durchaus unbescholtener, ehrlicher Mann. Daß er arm ist, daran ist er nicht Schuld. Verthan hat der Mann nie etwas. Vor Unglück sind wir Alle nicht sicher. Du weißt, wie es ihm in Neuhof ging, wo ihm die Franzosen Haus und Hof niederbrannten. Unverschuldete Armuth schändet nicht. Ich hab' so manchmal dran gedacht, du könntest den allergescheidtesten Streich machen und die zwei tausend Gulden im Säckel behalten.

Stoffel starrte den Bender mit weit aufgerissenen Augen an

Er wußte nicht, was Bender meine. Vielleicht, dachte er, will er einen Advocatentriller schlagen? —

Wie meinst du denn Das! fragte er hastig.

Eigentlich zu sagen, fuhr Bender fort, ist das Bärbelchen jetzt das reichste Mädchen im Dorfe. Zwei tausend Gulden ist ein schönes Häufchen Geld und so ein Geldspiel hat kein anderes im Dorfe mehr. Äcker, Wiesen, Weinberge haben sie; aber das ist Alles verschuldet. Ich glaub', wir Zwei sind die Einzigen im Dorfe, die keine Schulden

haben. Der Jochem Lützeldörfer hat trotz seinem Gut einen recht schönen Bündel auf dem Nacken. Möcht' ihn nicht tragen helfen. Wird's kund, daß das Mädel zwei tausend Gulden baares Geld hat, so kriegt's mehr Freier, als Tag im Jahre sind. Wär' ich an deiner Stelle und wüßte, daß mein Jacob das brave Kind lieb hat und doch nicht von ihm läßt, so will ich ein Schuft und ein Spitzbub' sein, wenn ich nicht sagte: Macht's kurz und heirathet Euch! Dann blieben die zwei tausend Gulden in deinem Säckel; du brauchtest nicht zu leihen; Jacob hätte eine schöne, brave, liebe und reiche Frau; deine Kinder segneten dich; Eva würde wieder deine liebe Frau; der Frieden zöge wieder bei Euch ein und du schlügest sechs Mücken mit einer Platsche! — Noch mehr, Stoffel — du wälztest einen Theil der Schuld von deiner Seele, die du an Ludwig auf dich geladen! Bedenk's, ich mein' es treu mit dir. Ich an deiner Stelle thät' es schnurstracks. Stoffel's Kopf war auf die Brust gesunken. Seine Hände waren gefaltet und er drehte die Daumen um einander herum, wie er zu thun pflegte, wenn er etwas nachdenklich in Erwägung zog. Dabei seufzte er von Zeit zu Zeit tief auf. Nach einer Weile, wo sich wieder der Bauernstolz in Stoffel's Seele regte, sagte er: Klug räthst du und ich erkenne, daß du in Vielem Recht hast; aber du bedenkst nicht, daß es doch ein Schimpf ist, mit solchem — Gesindel sich zu vereinigen.

Himmel und Erde! rief Bender, bald hätt' ich im Zorn ein Unrecht gethan und geflucht. Man meint denn doch deine Vorfahren seien Reichsgrafen gewesen. Woher stammst du denn, Stoffel, daß du so hoch gestochen bist? Dein Großvater war Sauhirt auf dem Hunsrück, ich glaub', in Argenthal oder dort herum. He? Ist das etwas Ehrenhafteres, als Spielmann zu sein? Dir ist ein Ziegel gerutscht. Dieser, dein Großvater, hat aber lange Zeit in Simmern gesessen, weil er — gemaust hatte auf dem Simmerer Märtesmarkt. Gelt, daran denkst du nicht? Oder willst es nicht. Des Spieladam's Vorväter waren reiche, brave Leute. Er wurde durch Unglück arm und es war ein Glück für ihn, daß er aus purer Liebhaberei beim Schulmeister geigen lernte. Das bewahrte ihn vor dem Betteln. Als aber dein Großvater zu Simmern saß, ging dein Vater und seine Schwester, die



nachmals gestorben ist, betteln. Hörst du's, Stoffel — betteln gingen sie! Dein Großvater aber besserte sich auf die Lection, die ihm das Gericht über die langen Finger gab. Er zog fort von Argenthal und kam dann hier ins Land und wurde Kuhhirt, machte Bienenfässer für die Leute, Backkörbe und dergleichen und dein Vater lernte das Schusterhandwerk. Der war schon ein Knauser, hielt Alles zu Rath, und als er von der Wanderschaft kam,



war dein Großvater und seine Schwester todt. Was er erbte — waren noch etwa vierzig Gulden Schulden. Nun setzte er sich aber auf das Leder, miethete sich das Häuschen, worin der Lips wohnt, das dem Ludwig gehört oder, wenn er sterben sollte, dem Bärbelchen, dem er's vermacht hat. Kein Mensch hielt es ihm nach, daß sein Vater Kuhhirt war.



Er verstand sein Handwerk und arbeitete wacker. Nun sah er sich nach den Töchtern des Landes um. Hoch hinauf durfte er nicht blicken, sondern auf seines Gleichen, denn es waren damals viele Bauern schon so dumm, wie du, daß sie sich auf ihren Geldsack etwas einbildeten. Und doch kam's anders. Er

sah das Kind eines reichen Bauern gern, das hier in deinem Hause wohnte, und es ihn und, denk' dir 'mal, Stoffel, der Bauer, dein Großvater von der Mutter her, war so unklug und gab dem armen Schusterjacob sein Kind zur Ehefrau und — sie war deine Mutter. Die hatte auch so einen vom Gesindel geheirathet.



Du weißt es nicht, aber ich weiß es, daß diese Ehe ein Muster der Ehen war. Glücklicher war kein Paar im Dorf und lieber hatte sich keins. Dein Vater steckte nun das Schusterhandwerk auf und wurde Bauer; war knickerig; hatte gute Zeiten, wurde reich und du warst sein einzig Kind und Erbe. Stoffel, so kann ein Esel reich werden! — Du schnapptest nun die reiche Eva weg, die dich nicht wollte, weil du ein verrufener Geizhals warst und noch bist, und die war das reichste Mädchen im Dorfe. Stoffel, hattest du da ein Verdienst? Willst du stolz sein auf die langen Finger deines Großvaters, auf sein Amt als Sau- und Kuhhirt? So was ist noch nicht vorgekommen und gehört in die Zeitung! Aber ich wette drauf, wenn es die

Leute läsen, so sagten sie: das ist eine gedruckte Lüge, so dumm ist der Stoffel nicht. Geh', Stoffel, schäm' dich! Wenn der arme Spieladam seine Vorfahren aufzählt, mußt du dich verkriechen. Nu, Stoffel, heut' hab' ich satt! Geh' in dich vor Gott und thue Buße! Ich aber sage dir Adjes! Er ging und ließ Stoffel allein.

Das waren harte Nüsse und der Kern war bitter wie Galle. Aber es war pure Wahrheit, die aber Stoffel in seinem Hochmuthe vergessen hatte. Er legte sich still auf sein Bett zurück und that, als wenn er schlief, als Jacob herein kam, der freilich nicht wußte, welch' ein Geschichtskapitel ihm der Bender vorgelesen hatte.

Auch Eva kam, die wieder mit knapper Noth herumschlockern konnte, und setzte sich zu ihm.

Laßt mich in Ruhe, sagte er weich und mild zu ihnen, ich möchte schlafen. Sie gingen; aber er schlief nicht, und die Nacht kam, und er schlief nicht; aber es ging Vieles in seinem Kopfe herum und in seiner Seele vor, was er Niemanden sagte.

Am andern Morgen stand er zum ersten Mal auf zur großen Freude Aller. Als er mit Eva allein war, sagte er: Liebe Eva, ist es wahr, daß Jacob von dem Bärbelchen nicht lassen will? Du weißt das besser, wie ich; denn zu dir hat Jacob mehr — Liebe und Zutrauen.

Eva sah ihn verwundert an. Sie dachte: Ach Gott, ist denn mit dem Mann eine völlige Umwandlung geschehen? Ich habe, sagte sie freundlich, nie mit ihm darüber ein Wort geredet; aber ich glaub' es. Er hat das brave Mädchen lieb, das ist wahr, und ein Windbeutel und Faxenmacher ist er nicht; noch weniger ein schlechter Mensch, der einem armen Mädchen Hoffnungen in den Kopf setzte und es hintennach sitzen ließe.

Gott behüt' ihn davor, sagte Stoffel.

Ja, Stoffel, so denk' ich auch; denn ich würde mich schämen, seine Mutter zu sein, weil ich ihn für einen Schuften hielte.

Du hast Recht, Eva, sagte er, aber — glaubst du, daß ihn das Mädchen noch nähme, wenn es nun das viele Geld von mir bekäme?

Eva fuhr ordentlich in freudigem Schrecken zusammen,

als sie das hörte. Sie blickte ihn ängstlich an, weil sie meinte, das gehe, bei seiner Gesinnung, mit rechten Dingen nicht zu.

Stoffel, rief sie, sind deine Gedanken wirre geworden oder hat der liebe Gott die Augen des Verständnisses dir aufgethan? Die Zwei gehen seit Jahren mit einander und das Mädchen ist eine Krone unter Denen des Dorfes. Sie wird ihn nicht treulos verlassen um des Geldes willen, da er sie nicht verließ, als sie arm war. Aber, daß du davon redest, begreif' ich nicht? —

Meinst du? sagte er. Warum sollt' ich nicht? Ein vernünftiger Mensch muß Alles berechnen in Zeitläuften wie die jetzigen. Doch will ich dir nur ehrlich gestehen, daß mich der Bender drauf gebracht hat. Er ist ein braver, aber grober, viereckiger Mensch, der Einem abscheulich den Kümmel reiben kann. Mir hat er die Zunge geschabt und den Gaumen gestochen; auch die Erbsen belesen und den Staub aus dem Gewissen geblasen. Der versteht's wie ein Pfarrer. Verstand hat er aber und mein Lebtag hat er mir zum Guten gerathen. Gestern rieb er mir den Kümmel über Geldstolz und Hochmuth. Er hat Recht. Er sagte mir auch: Wenn ich wäre, wie du, ich gäbe dem Jacob das Mädel und das Geld blieb' im Kasten. Ja, dacht' ich, wenn's drin wäre! Sollt' ich's jetzt dem Bärbelchen geben, so müßt' ich lehnen! Überdies bekäm' ich eine brave Schwiegertochter und — Glück und Frieden kehrte wieder im Haus ein und zwischen mir und dir. Ach, Eva, das hab' ich eingesehen, daß es nicht mehr so fortgehen darf, wie vor der Krankheit — ich wollt' sonst lieber, ich wär' gestorben!

Gottlob! Gottlob! rief Eva und die hellen Freudenthränen traten in ihre Augen. Wenn du so denkst und redest, so läßt uns Gott noch Glück am Abend werden. Sie reichte ihm ihre Hand, die er freudig ergriff und sie zu sich zog.

Eva, sagte er, willst du mir verzeihen, daß ich oft hart war? Willst du mir gut werden?

Eva weinte und nickte ihm zu. Sie konnte nicht reden. Es war ihr aber so wohl um die Seele, wie noch nie. Als Jacob herein kam, sagten sie es ihm Beide.



Im Übermaaße seines Glückes fiel er dem Vater um den Hals. Stoffel fühlte zum ersten Mal das Glück der kindlichen Liebe.

Noch an diesem Abend warb Jacob förmlich bei dem Spieladam um sein Bärbelchen, und sie wurde seine glückliche Braut.

Bender rieb sich fröhlich die Hände und sagte zu seiner Frau: Es ist doch verwunderlich, wie ein Blinder so gut sehen lernt, wenn ihm der Staar gestochen ist! Nun sagen die Leute im Dorfe: Der Stoffel stirbt bald. Aber sie wissen nicht, daß ich ihm den Hochmuthsteufel mit dem diebischen Sauhirten ausgetrieben habe und daß der ganzen Geschichte doch kaum etwas Anderes zum Grunde liegt, als ein wohl berechnender Geiz. Siehst du, nun bleiben die zwei tausend Gulden in seinem Säckel, das ist Eins; und da ihm das Ammichen erklärt hat, es heirathe nicht, versteht sich, wenn der Ludwig nicht wieder kommt — und



er auf einen Schwiegersohn nicht rechnen kann bei seiner Arbeit, so thut's doch die Schwiegertochter. Aber, was liegt mir dran! Der Jacob und das brave Mädchen werden ein glückliches Paar und des braven Ludwig's Absichten sind erreicht. Gott segne ihn und führe ihn gesund wieder zu uns!

Dennoch aber hatte sich der Bender getäuscht. Es war wirklich in Stoffel's Seele gegangen, wie wenn der erste, warme Frühlingshauch über die Flur fährt. Das Eis und der Schnee schmelzen und ein neues Leben beginnt sich überall zu regen. Zwar war der Mohr noch nicht weiß gebleicht; aber er war mürbe geworden der harte Stein und die Hoffnung war aufgegangen für eine bessere Zukunft.

V.

Ich denke mir, sprach der Schmiedjacob nach einer kurzen Unterbrechung, die Frage: Wie mag es dem braven Ludwig ergangen sein? liegt Euch Allen auf der Zunge.

Nun, ich finde das auch recht; denn erst bei seinem Weggange hat es sich gezeigt, wie brav er dachte. Dabei möcht' ich Euch zuerst sagen, aus den Schlachten vor der Leipziger, die drei Tage dauerte und erschrecklich viele Menschenleben kostete — kam er glücklich. „Was Gott will erhalten, das läßt er nicht erkalten," sagt das Sprüchwort, und das ist, bei meiner Treu'! — ein wahres Wort, das sich auch während der Leipziger Schlacht bewährte. Ludwig war stets im stärksten Feuer. Er fürchtete den Tod nicht; suchte ihn aber auch nicht freventlich auf, obgleich es ihm nicht schwer gefallen wäre, zu sterben. Der Herr wollte es anders.

Er hatte wohl einmal an Jacob und Bender geschrieben und diese Briefe waren des armen Ammichen's Heiligthümer, die sie wohl viel hundert Mal las. Antwort hatte er auch gekriegt; aber seit der Verheirathung Jacob's und Bärbelchen's war nur einmal ein kurzer Brief gekommen. Den hatte wohl Bender beantwortet; allein er wußte nicht, ob ihn Ludwig erhalten, da dieser nicht mehr schrieb.

Ludwig hatte ihn aber in Sachsen erhalten, als es schon mit dem Napoleon stark den Krebsgang ging. Wie da sein Herz jubilirte! Bender hatte ihm nämlich den ganzen Hergang geschrieben und setzte dann hinzu: „Nun solltest Du, lieber Ludwig, zwei Dinge hören und sehen, daß sich daran Deine Seele freute und ergötzte; nämlich erstlich die: Wie das Bärbelchen den alten Stoffel herum handthiert hat, daß bei ihm das Bärbelchen über Alles geht. Das ist aber auch eine Hexe, die es Einem ordentlich anthun kann, daß man es lieb haben muß. Niemals ist seine Miene trüb und säuerlich und der Himmel ist's doch als einmal! Es lacht den ganzen Tag; ist immer freundlich; hat für Jeden ein liebes, gutes Wort; ist grad wie Quecksilber, das nimmer Ruhe hat und es geht ihm von der Hand, wie Fixfeuer. Dazu hat es ein Geschick für Alles, wie ich's mein Lebtag noch nicht gesehen. Daß die Eva es immer anlächelt und es herzinniglich lieb hat, das wundert mich nicht; denn es trägt sie auf den Händen; aber daß der alte Stoffel nicht höher schwört, als bei Bärbelchen; daß er mit ihm Rath hält, mehr, wie mit seiner Frau, das ist das Verwunderliche. Zu mir sagte

er vor Kurzem: Bender, wie ist doch der Mensch so blind. Was er für ein Unglück hält, wird oft sein Glück, das erfahr' ich recht an dem Bärbelchen! — Das hättest Du am Ludwig auch erfahren, sagte ich; aber den hast Du in den Krieg hinausgetrieben, daß sich Gott im Himmel erbarme! Da hat er das Maul hängen lassen und war stockmäusestill. Ammichen hat an dem Bärbelchen eine rechte, liebe Schwester."

Soviel schrieb er von Ammichen und kein Wörtchen mehr, und der Ludwig hätte gewünscht, er hätte noch weit mehr geschrieben, zumal er das Zweite, was er wünschte, daß es Ludwig zu seiner Freude hören oder sehen möge, ganz vergessen hatte. Von da an hatte das Schreiben ein Ende; denn es ging bunt durcheinander und kreuz und quer. Der Napoleon erkannte, wie viel Uhr es war, und machte, daß er den Main und den Rhein bei Mainz erreichte.

Da wurde er bei Hanau durch die Deutschen noch einmal gefaßt und diesmal drückten sie ihn ordentlich. Das war eine mörderische Schlacht für die schon halb aufgeriebenen Franzosen, die es schon wohlfeil gegeben hätten, wenn sie gekonnt.

Bei Hanau war es, wo in einem mörderischen Gefechte, das bayerische Reiter gegen die französischen Fußvölker ausführten, Ludwig durch einen Hieb in den Kopf niedergestreckt wurde.

Da lag er denn lange bewußtlos, weil ihn die Wucht des Hiebes betäubt hatte, mehr, als ihn der Blutverlust ermattete; denn die Wunde war nicht gefährlich. Des Reiters Klinge glitt nämlich ab auf dem Schädel und nahm ein Stücklein Kopfhaut mit, daß schier der Schädel bloß lag. Schmerzen verursachte die Wunde in entsetzlicher Weise. Niemand kümmerte sich um die armen Verwundeten. Rette sich, wer kann! riefen die Franzosen und stürzten in der Richtung gegen den Rhein hin, fort, so schnell sie konnten.

Schon war die Nacht hereingebrochen, als Ludwig zu sich kam; aber das Wundfieber schüttelte ihn und die Wunde schmerzte ihn schauderhaft. Er richtete sich auf und blickte um sich. Es war dunkel, doch nicht so, daß



man gar Nichts hätte sehen können. Seine unverwüstete Jugendkraft zeigte sich wieder in ihrem sichern Erfolg. Er stand auf, so gut er konnte, wickelte sich ein Tuch um die brennende Wunde und ging, mit einem Gebete zu Gott auf den Lippen und im Herzen, auf gut Glück ins Land hinein, indem er einen Wald rechts liegen ließ. An einem Bache löschte er seinen Durst und wanderte unerschrocken weiter. Seine Kräfte waren jedoch mächtig erschöpft und er wäre umgesunken, hätte nicht das Krähen eines Hahns ihm die Nähe menschlicher Wohnungen verkündet.

Durch den Ton des mehrmals krähenden Hahns und das Bellen eines Hundes nahm er jetzt seine Richtung auf diese zu. Bald gelang es ihm auch ein Wetterau'sches Dorf zu erreichen, aber dort sank er bewußtlos auf der Schwelle eines Hauses nieder.

Das ungestüme Bellen des Hundes weckte endlich den Hausmann, der die Thür öffnete und den todten Franzosen fand, wenigstens hielt er ihn für todt und gerieth in einen nicht geringen Schrecken, da er die Franzosen in der Nähe vermuthete und geplündert zu werden fürchtete. Gott fügte es in seiner Gnade, daß Ludwig an die Schwelle eines milden und menschenfreundlichen Mannes kam. Er weckte seine Hausgenossen, und als diese kamen und sie entdeckten,

daß der Franzose nicht todt, sondern nur ohnmächtig sei; trugen sie ihn ins Haus, wuschen ihn mit Essig an und nun kam Ludwig zu sich.

Wie freuten sich die ehrlichen Wetterauer, daß er ein deutsches Landeskind war, das sie aufgenommen hatten!

Er wurde nun von dem Bader, der im Orte war, verbunden, mit Menschenfreundlichkeit gepflegt und erholte sich gar bald wieder. Daß aber die Anwesenheit eines Franzosen nicht verborgen bleiben konnte, verstand sich von selbst, da die Deutschen ihre Heere gegen den Rhein führten und Preußen in jenes Dorf kamen.

Ludwig wurde gefangen genommen und fortgeführt und sah sich bald bei einem großen Transporte, der den Weg dahin wieder einschlagen mußte, von woher die Armee Napoleon's gekommen war, als sie sich über den Rhein zu ranzioniren gedachte, was etwa auf Deutsch so viel heißt, als sich durchzumachen.

Das waren keine Freudentage für Ludwig! Durch das vom Kriege zerrüttete und zertretene Land, durch den Sand der Mark bis Stettin, an das Meer, wurden sie fortgeführt und erst dort war dauernde Rast.

„Deutsch ist echt," sagt das Sprüchwort, und „Gott verläßt einen ehrlichen Deutschen nicht." Als die Leute in Stettin merkten, daß der Ludwig ein Deutscher wäre, da haben sie ihm viel Gutes gethan und seine Gefangenschaft war nicht eben eine harte, im Elend und Jammer verkommene; aber er mußte bleiben und harren.

Als aber um Neujahr 1814 die Deutschen über den Rhein gingen und schon im März in Paris frühstückten und die Kunde bis Stettin kam, wie vom Blitz getragen, da ist Ludwig zu dem Commandanten gegangen und hat sich als Rheinländer angemeldet, und es dauerte nicht lange, so durfte er den Heimweg antreten. Aber mit dem Reisegeld stand's flausig und mausig. Das war bald all und jenseit der preußischen Grenze ging's auch mit dem Einquartieren übel. Zudem war im armen Lande die Bettelfahrt auch eine, die das Hungern nicht ganz ausschloß. Muß ich mich durchbetteln, dachte Ludwig, so brauch' ich auch der Heerstraße nicht zu folgen, wo ohnehin Elend genug ist, so geh' ich rechts ab, durch Hessenland und

Nassau, querfeldein, in grader Richtung, und werde ja schon den Rhein finden, der immer fortläuft und doch da bleibt.



So hat er's denn auch gemacht; hat ihn kein Mensch nach dem Paß gefragt, doch desto öfter: Hast du Hunger, Landsmann? Und darauf hat er Ja gesagt — und — so — weiter.

Das Herz in der Brust hat ihm aber ordentlich drauf losgehämmert, als er den Rhein gesehen. Da ist ihm all sein Leid eingefallen und er hat daran gedacht, wie es ihm doch gehen werde, wenn er nun heimkehre, so im Elend, wie er war; zerrissen, wie ein Landstreicher und Bettler. Am Tage geh' ich nicht ins Dorf, sagte er zu sich, und — da fiel's ihm aufs Herz, daß er daheim auch Nichts hätte, wovon er sich kleiden könne. Doch waren seine alten Kleider in des ehrlichen Lips Verwahrung und im Nothfall versagte gewiß Bender die Hilfe nicht. Er sah ja seine Heimath, sein Ammichen, seine zweite Mutter, Eva, und Jacob und Bärbelchen wieder, die verließen ihn Alle nicht — und mit dieser Gewißheit in der Seele trat er Abends ins Dorf.



Alles war stille, denn es war schon zehn Uhr vorüber und der Schlaf lag erquickend auf den müden Augen, als er leise an Lips Fenster pochte. Das Alter wacht viel. Lips war rasch bei der Hand und begrüßte mit Thränen der Freude den Wiederkehrenden. Lips erquickte ihn und dann wurden sie einig, daß Ludwig's Kommen Niemand wissen dürfe.

Am andern Abend, als es schon still auf den Gassen war, saß Bender und seine Frau noch plaudernd beisammen. Sie plauderten von Ludwig, der verschollen und sicherlich todt war und von des lieben Ammichen's Hinsiechen und Verkümmern. War ja doch seit der Schlacht bei Leipzig kein Brief mehr gekommen, und nun war's Friede; Alles war still und er schrieb nicht und kam auch nicht! —

Ich wollt' er wär' wiedergekommen, sagte der Bender, ich hätt' ausgeführt, was ich dir oft sagte, ich hätt' ihn an Kindesstatt angenommen und er hätte das Ammichen haben müssen, und sie hätten bei uns gewohnt und gewiß hätten sie uns auf den Händen getragen.

Ach Gott, ja, sagte die Benderin, und ihre Kinder hätt' ich aufgezogen! Das wär' ein Glück gewesen!

Da klopfte es am Hofthor und der alte Spitz bellte wie toll und rasend.



Draußen stand Einer, dem wollte die Brust schier zerspringen; denn er hatte bis zum Erlöschen der Lichter an Stoffel's Fenstern gestanden; hatte Jacob's und Bärbelchen's Glück — aber auch Ammichen's bleiche, kummervolle Wangen, seinen matten, verweinten Blick gesehen, und das zerschnitt ihm das Herz. —

Wer klopft denn noch so spät? fragte Bender, zündete aber die Laterne an und ging hinaus; denn er war noch eingedenk des apostolischen Wortes: Herberget gerne. Daß es aber ein Fremder gewesen, das sagte schon das

ungewöhnliche Bellen des Hundes, der sich schier heiser gegautzt hatte.

Als er fragte: Wer da sei? antwortete eine fremde Stimme: Gut Freund! Und er machte auf; aber fast wär' ihm die Laterne auf das Hofpflaster gefallen, so erschrak er, als er Ludwig sah und sogleich erkannte; doch die Freude kehrte schnell um und jagte den Schrecken fort.



Still! still! rief Ludwig, als Bender laut aufschreien wollte. Schnell verstand der Alte, was er wolle; zog ihn ins Haus, wo ihn die Bendersbase mit ihrem Manne denn aufs Allerherzlichste willkommen hieß.

Das gab nun ein Fragen, ein Erzählen, ein Bedauern, ein Verwundern, daß es kein Ende nahm, und dauerte bis tief in die Nacht.

Sie verständigten sich, daß Ludwig noch heimlich sollte

im Hause bleiben, weil Bender erst 'mal sehen wollte, wie es bei Stoffel stehe.

Heimlich schlich Ludwig wieder heim und Bender und seine Frau redeten Viel und Angelegentliches, und als der Tag graute, war, nach kaum einer Stunde Schlaf, Bender schon auf dem Wege zur Stadt.

Guten Morgen, Herr Notar, sagte Bender, als er in des Notars Schreibstube trat.

Der Notar kannte ihn wohl und sagte: Was bringt Ihr Gutes? —

Ei, sagte Bender, ich wollte einmal fragen, ob, da der Ludwig dem Bärbelchen die zwei tausend Gulden geschenkt und der Stoffel das Geld doch eigentlich gar nicht bezahlt hat, der Ludwig, wenn er wieder käme, es nicht wieder an sich ziehen könnte?

Nein, sagte der Notar. Da beißt keine Maus einen Faden ab. Es ist keine Änderung zu machen.

Bender kratzte sich hinter den Ohren und schwieg eine Weile.

Herr Notar, sagte er dann, Ihr wißt, weder ich noch meine Frau haben Anverwandte und unser Erbe ist doch so viel werth, als das des Stoffel und Schulden lasten nicht drauf. Könnten wir nicht Jemanden an Kindesstatt annehmen?

Versteht sich von selbst, erwiederte der Notar.

Ei, so macht fluggs die Schrift, daß wir den Ludwig annehmen! rief er aus.

Seid Ihr toll, Bender, sagte der Notar, der ist ja todt!

Nein, er hat — mir Nachricht gegeben, er kommt, sagte Bender. Ich weiß Niemanden, den ich lieber hätte.

Ihr habt Recht, Bender, sagte der Notar; der Ludwig ist ein Muster von einem braven Burschen; aber so schnell geht das nicht. Auch muß Euere Frau da sein. Wenn Ihr aber Morgen früh kommen wollt, so soll Alles in Ordnung sein.

Bender ging und kam Mittags zum Stoffel. Er saß im Sorgesessel und rauchte sein Pfeifchen. Er war ungemein fröhlich, denn er hatte eine Menge Frucht eben um hohe Preise verkauft. Das erzählte er dem Nachbar.

Bender runzelte die Stirne.

Hör' 'mal, Stoffel, sagte er, es ist vielleicht gut, daß du das Geld eingenommen hast; denn wahrscheinlich kommt der Ludwig wieder; ich hab' einen Brief von ihm gekriegt.

Stoffel erschrak sichtlich und fragte: Warum denn?

Ei, sagte Bender, er klagt, wie elend es ihm in der Gefangenschaft ergangen und wird nun nackt und bloß wieder kommen. Wie nun, wenn der nun den Act, den er dem Bärbelchen zugestellt, widerriefe, zumal du dem Bärbelchen das Geld nicht gegeben hast, da es deine Schwiegertochter geworden?

Stoffel wurde bleich wie Kreide und hielt sich voll Entsetzen an die Lehne seines Sessels.

Endlich sagte er: Ich lasse mir's von Bärbelchen quittiren.

Da bin ich aber Zeuge, daß das falsch ist, sprach Bender.

Du könntest ja schweigen, sagte voll Angst Stoffel.

Aber wenn er mich auf den Eid fordert? fragte Bender.

Ach du lieber Gott! seufzte Stoffel, da säß' ich schön!

Gib ihm das Ammichen zur Frau, so ist geholfen, versetzte Bender.

Nein! Nein! schrie Stoffel.

Mensch, rief Bender, denkst du nicht an Gott und sein Gericht? Ihn, den armen Verwaisten, hast du in die Welt gestoßen; hast dich dann seiner bedient zu deinem Vortheil und nun kennst du kein Erbarmen! Sieh' dein armes Kind an, wie es hinwelkt! Soll ihm das Herz brechen, weil du Geldwolf nicht satt wirst? Soll kein Segen über dich kommen? Sieh', du hast deinen Sohn und Bärbelchen glücklich gemacht, und sie führen eine Ehe, Gott und Menschen zur Freude und du selbst sagtest, mit dem Mädchen sei deinem Hause Heil wiederfahren, und nun bist du wieder der geizige, filzige Hochmuthsnarr, wie du es warst. Laß dein Kind sterben und sein letzter Seufzer ist dein Urtheil!

Stoffel schwieg, wie Einer, der schwer getroffen ist, aber nach einer Weile sagte er: Er hat mich zu schwer gekränkt!

Dich! fragte Bender. O du Unmensch! Du hast ihn gereizt bis zur Wuth und willst nun sagen, er habe dich zu schwer gekränkt, weil er deinen Arm faßte, daß er nicht schlagen konnte. Da hat er dich und sich selber vor Unrecht behütet. Du solltest es ihm danken, statt ihm zu grollen. Und — Stoffel, betest du nicht alle Tage: Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern? Willst du hoffen, daß Gott dir deiner Sünden Menge vergebe, wenn du nicht eine Schuld vergeben willst, die du allein für eine Schuld hältst, die jeder gesunde Menschenverstand für eine Wohlthat erkennen muß, die er dir erwies, daß er dich von Unrecht abhielt. Geh' in dich, schloß er, und bedenke, daß du sterben mußt und denk' an das Wort: „Mit dem Maaße, womit ihr messet, soll Euch wieder gemessen werden.“ Mit diesen Worten ging er weg und überließ Stoffel sich selbst.

Dieser hatte kalten Schweiß auf der Stirne stehen, so hatte ihn Bender's Wort ergriffen und erschüttert. Er saß lange still und drehte bald den linken Daumen der zusammengelegten Hände um den rechten, bald wieder diesen um jenen. Die Pfeife war ihm ausgegangen und er merkte es nicht und zog immer fort, ohne Dampf auszublasen. So saß er noch nach einer halben Stunde. Als er endlich aufstand, sagte er mit Festigkeit: Nein! Nein! Da wird nichts draus und ging an sein Geschäft. Niemand im Hause wußte um diese Unterredung; aber sie merkten doch Alle, daß dem Stoffel etwas Wichtiges im Kopfe herumgehe, das er nicht los werden konnte. Er stand oft stille mitten in der Arbeit und schaute unverwandt in Ein Loch; aber er sagte Nichts. Eva bemerkte, daß er sich schlaflos im Bett herumwarf; aber auch sie ahnete Nichts. Als sie ihn fragte: Stoffel, was quält dich denn so? gab er keine klare Antwort; er brummelte vielmehr nur in den Bart und man sah, er wollte mit der Sprache nicht heraus.

Bender war am Morgen ganz frühe mit Ludwig und seiner Frau nach der Stadt gegangen. Niemand im Dorfe hatte Ludwig gesehen, da er noch bei Tag und Dunkel vorausgegangen war und sie nahe der Stadt erwartete.

Ludwig war es selbst unbekannt, was eigentlich Bender

vorhatte, daß er ihn heute nach der Stadt mit ihm zu gehen bat und er sich dann auf dem Heimwege aller Welt zeigen sollte.

Als sie bei dem Notar waren, sagte Bender gerührt zu Ludwig: Sag' 'mal, Ludwig, möchtest du nicht einen Vater und eine Mutter haben, die dich lieb hätten und die du wieder lieben könntest?

Wie könnt Ihr so fragen, Bendersvetter, sagte Ludwig. Wer, wie ich, seinen Vater nicht gekannt hat, eine treue Mutter früh verlor; eine andere wiederfand, von der man ihn wegriß, — der weiß am Besten, was es heißt, so allein in der Welt stehen! Das ist die Antwort auf Eure Frage; mehr ist nicht nöthig, zu sagen.

Ludwig, fuhr Bender fort und reichte ihm seine Hand entgegen, aber das Weinen war ihm nahe — willst du unser Sohn werden? Willst du uns als deine Eltern lieben, uns ehren und achten, uns liebreich tragen im Alter und uns einst als Kind die Augen zudrücken? —

Ludwig ergriff die dargebotene Hand mit bewegtem Herzen und sagte: Ja, das will ich, so wahr mir Gott gnädig sei!

Bender fiel ihm um den Hals. Sieh', sagte er, ich habe dich lieb wie mein Kind und meine Frau hat dich ebenso lieb! Kinder haben wir nicht, auch keine Verwandte mehr. Da sind wir übereingekommen, dich an Kindesstatt anzunehmen, wenn du wolltest, und der Herr Notar hat den Act aufgenommen, den wir jetzt unterschreiben wollen. Er wird auch bei den Gerichten das Nöthige besorgen.

Auch die Benderin herzte Ludwig und weinte herzlich, und ihre Thränen galten dem nicht erfüllten Wunsch ihrer Seele und dem Gewinn eines braven Sohnes.

Der Notar las den Act. Er wurde unterzeichnet. Das, was noch gesetzlich vorgeschrieben ist, sagte er, werde ich besorgen.

Ludwig wußte nicht Worte genug zu finden für seinen Dank und seine Freude.

Sie weilten nur so lange in der Stadt, als die beiden alten Leute zum Ausruhen bedurften.

Als sie sich auf dem Rückwege dem Dorfe näherten,



kamen überall die Leute von den Feldern zu ihnen, begrüßten Ludwig und reichten ihm die Hände. Wie erstaunten sie aber, als sie hörten, Bender's hätten den Ludwig an Kindesstatt angenommen!

Das flog durchs Dorf, und ehe Bender's eine Stunde zu Hause waren, wußten es Stoffel's.

Ammichen saß, an allen Gliedern zitternd vor Freude, bei Bärbelchen in der Oberstube und bat sie um Gottes willen, sie nicht zu verlassen. Jacob und Eva waren fortgelaufen in Bender's und dort war ein wahres Freudenfest des Wiedersehens.

In der Unterstube saß Stoffel allein im Sorgestuhl und drehte die Daumen. Er schüttelte den Kopf wiederholt. Der Bender ist verrückt, sagte er laut zu sich selbst, und macht im sechs und sechzigsten Jahre noch Bubenstreiche wie im zwölften! Nun ist der Ludwig reicher wie mein Ammichen, das doch mit Jacob theilen muß! sagte er wieder. — Und müßt' ich ihm die zwei tausend Gulden geben, so wär' er vollends der Reichste in der ganzen



Gegend. — Ich — wollt', ich wär' nicht so hart gegen ihn gewesen! Aber wer kann so etwas riechen? Der einfältige Bender hätte mir's auch sagen können! — Nun, es ist gut, daß Eva und Jacob hinüber sind! —

Endlich kamen sie. Der Jacob ging hinauf zu seiner Frau und Eva kam herein. Ihr Gesicht strahlte vor Freude.

Er fragte: Ist es wahr? —

Ja, sagte Eva, er ist da und Gottlob! gesund und frisch, hat aber viel erduldet und durchgemacht.

So! sagte Stoffel. Und das Andere ist auch wahr? —

Freilich, sagte Eva. Er ist Bender's angenommenes Kind und Erbe. So belohnt Gott das Gute! —

Stoffel hustete; aber sagte Nichts.

Das ist der frommen Mutter Segen, fuhr Eva fort, der auf des Sohnes Haupt ruht. Ach Gott, wie anders hast du gehandelt; du hast deinem Kinde geflucht und sein Glück zerstört!

Geflucht! rief Stoffel. Wer sagt das?

Ammichen! sagte Eva, und hab' ich's nicht selbst gehört, daß du ihrer Verbindung fluchtest? —

Ach, Eva, sagte er, man thut viel in der Hitze, was Gott verzeihe! —

Eva durchzuckte es bei dem Worte. Nun, sagte sie, so hör' ich doch einmal, daß es dich reuet!

Ja, ich will dir's gestehen, liebe Eva, sagte er, es hat mich oft gereuet und Gott wolle mir's vergeben!

Stoffel, ist das dein Ernst? rief Eva und sie zitterte, so ergriff die Freude ihr Herz.

Ja, Gott weiß es, sagte er.

Und willst du es gut machen, lieber Stoffel, fragte sie und faßte liebreich seine Hand. Willst du sie segnen, willst du mich und dein Kind, dich und uns Alle glücklich machen?

Stoffel sah sie lächelnd an und sagte: Ja, ich will es! Rufe ihn her!

Eva flog hinüber und bald kam Ludwig, Bender und seine Frau mit ihr herüber.

Stoffel ging Ludwig entgegen und reichte ihm mit heiterm Angesichte die Hand. Ludwig, sagte er, Alles sei vergessen! Es hat lang und schwer auf meiner Seele gelegen. Geh' zu Ammichen. Wenn Ihr Euch noch lieb habt, so will ich Euch segnen! —

Ludwig war so überrascht, daß er schier nicht von der Stelle konnte; aber Bender zog ihn hinauf und bald, sehr bald waren die Jahre des Leids vergessen in der seligen Freude des Wiedersehens und ihres Glückes.

Jacob sagte zu Bender: Es geschehen Zeichen und Wunder!

Gott bewahre, rief Bender in seines Herzens Freude laut auflachend, das geht Alles ganz natürlich zu und ich weiß am Besten, wo Barthel den Most holt! —

Sie gingen nun herunter und Stoffel segnete seine Kinder.

Ammichen blühte bald wieder wie eine frische, junge Rose, in seiner ganzen Schönheit. Als sie zur Kirche gingen, wo sie der Pfarrer traute, sagten die Bauern, das sei das schönste Paar im Dorf und die Zwei hätten die Tauben nicht gleicher zusammenlesen können.

Sie zogen in Bender's und ihre Liebe beglückte die beiden alten Leute. Und als Ammichen ein Mädchen taufen ließ, da war's der Benderin, als habe Gott ihr



noch spät solchen Segen gegeben. Ludwig und Ammichen trugen die Alten auf den Händen und Bender segnete alle Tage den Gedanken, den er ausgeführt.

Stoffel's Haus und Bender's Haus waren Eins und Ein Band der Liebe umschloß sie Alle.

War in Stoffel's Seele eine Umwandlung vor sich gegangen? Wer könnte das sagen? — aber er war ein glücklicher Vater geworden und sein Alter war kein brummiges mehr. Er lebte glücklicher als je mit Eva und keine Zwietracht kam zwischen ihnen auf. Dafür sorgte aber auch Bärbelchen, die mit ihrer Fröhlichkeit keine Ärgerlichkeit aufkommen ließ. Wollte der Alte einmal grämlich werden, so brachte sie ihm ihren blühenden Buben und sagte: Lieber Vater, haltet einmal das Kerlchen ein Bischen;



er verlangt nach Euch! Und der kleine Jacob reichte mit beiden Ärmchen nach dem Altvater. Da mußte er das liebe Kind herzen und seine Ärgerniß vergessen.

Der alte Lips gehörte mit zu Ludwig's Familie und Ammichen pflegte ihn recht liebevoll.

Die glückliche Eva aber stand oft da mit Thränen in den Augen und gefalteten Händen und sagte betend: „Herr, du hast Großes an mir gethan! dein Name sei gelobt in Ewigkeit!“



---

5. Altes Gold.



„Ein Mann, ein Mann — ein Wort, ein Wort!“ — Das ist ein kurioses Sprüchwort, sagst du, weil du meinst, das verstünde sich stracks von selbst, weil ein Mann keine Frau sei und ein Wort eben auch nur ein Wort. Freilich! aber glaub' mir's, die Alten, die ihre Weisheit, ihre

Grundsätze und Erfahrungen in die Sprüchwörter hineinlegten, die wußten, was sie thaten. Besieh' dir 'mal das Sprüchlein genau. Ein Mann, ein Mann. Gelt, du kennst doch auch Männer, die mit einem Stock zu einem todten Huhn zu gehen den Muth haben? Die in ein Mausloch kröchen, wenn's möglich wäre, sobald eine Gefahr droht? Die klatschen und tratschen, wie Waschweiber? Die acht Tage herumtaumeln, ehe sie einen festen Entschluß fassen und dann allemal sich neben den Stuhl setzen? Sind das M ä n n e r? — Da heißt's: Ein Mann — kein Mann. Das sind alte Weiber in Mannskleidern! Eine feine, schöne Sorte! — Verstehst du das Sprüchwort? Es will sagen: Ein Mann soll auch ein Mann sein! Ein fester, muthiger, kräftiger, entschlossener Mann. Mit dem ist etwas anzufangen. Der erreicht sein Ziel. Kennst du nicht Männer, die Weib und Kind darben lassen und versaufen und verspielen den Verdienst? Oder Solche, die



faullenzen und lungern, statt zu arbeiten, und die Ärmste unter den Frauen, die ihre nämlich, muß s i e ernähren? So Blauemontagsmacher und Zeitungsleser — in Summa:

Lumpen? Sind das Männer? Gott verzeih' mir's, wenn ich bald dran gewesen wäre, ihnen einen Namen zu geben, der nicht der rechte gewesen wäre! Verstehst du das Sprüchwort? Ein Mann soll auch ein Mann, ein treuer, fleißiger, sparsamer und enthaltsamer Mann sein. Drum sagt's: Ein Mann — ein Mann! Kennst du nicht Männer, die dir Alles versprechen und — Nichts halten? — Solche



Wetterfahnen, die sich heute rechts, morgen links neigen? die Jedem Recht geben, auch wenn sie vom Unrecht überzeugt sind? So Maulgerechtmacher — Schmarotzer — Tellerlecker — Allerweltsgutefreunde? Pah, das ist ein feines Gesindel! Hältst du die für Männer? Nein, und hundertmal Nein! Verstehst du nun das Sprüchwort: Ein Mann — ein Mann! Es will dich mahnen, ein ehrenfester, wahrheitsliebender, ehrlicher Mann zu sein, der auf eigenen Beinen steht. Drum setzt's auch hinzu: Ein Wort — ein Wort! Du sollst nicht leichtfertig in den Tag hineinplaudern, sondern überlegen und dann festbleiben bei deinem Worte; Nichts versprechen, ohne es auch getreulich zu halten. Ein gegebenes Wort soll eben eines Mannes Wort sein, fest, wie ein Fels im Meere! So meinten's unsere Väter mit dem Sprüchwort: „Ein Mann, ein Mann — ein Wort, ein Wort!" Du lieber Gott, heutzutage gilt das nicht mehr. Die Windbeutelei und Schufterei wächst wie ein Pilz — man traut Niemand mehr — und Viele — sich selber nicht. Das ist das Elend dieser Zeit und dieses Geschlechts. Keine Treue,

keine Wahrhaftigkeit, keine offene Ehrlichkeit, keine Rechtschaffenheit, kein Glaube, keine Gottesfurcht! — Wo soll das hinführen? Mir wackeln die wenigen Haare auf dem Kopfe, wenn ich's bedenke! Aber, es kann wieder gut werden, wenn wir umkehren! Bruder, halt' dir das Sprüchwort vor: „Ein Mann, ein Mann — ein Wort, ein Wort;" halt' dir's alle Tage vor, bis es in dir lebendig geworden ist. Deutsche Treue war einst ein goldenes Wort, ein Ehrenname unseres Volkes. Soll sie dahin sein? Dann verdiente unser Volk, daß es untergehe! — Nein, das wird's nicht! Pflanze nur in dein Herz, in das deiner Kinder, das goldene Wort: „Ein Mann, ein Mann — ein Wort, ein Wort!" und die Treue kommt wieder. Geb's Gott! Drum, Ihr da Oben und Ihr da Unten, haltet an dem Sprüchwort, es ist Euch Allen zum Segen!

6. Eine Anekdote.

Die Bauern eines Dorfes bauten ein Schulhaus und wollten's besser machen und schöner als ihre Nachbarn; daher fingen sie an es mit behauenen Sandsteinquadern zu bauen, daß es eine Pracht war — aber bald zeigte es sich, daß die Gemeindekasse nicht ausreichte, und der Wald müßte niedergehauen und ans Schulhaus verbaut werden, wenn es so sollte bis zur Spitze gebaut werden. Der Hochmuth senkte die Flügel und mit — Backsteinen wurde der Bau weiter geführt und vollendet. Als das Haus fertig war, stand einmal ein Jüdchen da und besah sich ihn.

Der Bürgermeister kam des Wegs und sagte: Nu, Pinkes, wie gefällt dir der Bau? —

Mai, sagte der Jud', er ist schön — aber —

Nun, woran denkst du mit deinem „Aber?" fragte der Bürgermeister.

Nu, guck' ich Unten hin, so denk' ich an Kasematte *) und guck' ich Obe-hin, an — matte Kasse! Adjes, Herr Bürgermeister!

*) Ihr wüßt wohl, die kugelfesten Soldatenwohnungen in den Festungen heißen: Kasematten?

7. Das Meisterstück.

Eine Steinhuder Geschichte.

I.

Wer von Euch, liebe Spinnstubenfreunde, bei den Worten der Überschrift: „Eine Steinhuder Geschichte," ein verdutztes Gesicht machen und etwa nicht wissen sollte, was Das sagen wolle und solle, den weis' ich an meinen Gevatter. Der ist ein landeskundiger Mann und gern bereit, seine Kenntnisse in der Geographie wieder an den Mann zu bringen. Er wird Euch gleich sagen, daß Steinhude ein Städtchen im Lippe-Schaumburgischen Land ist, nicht weit von dem sogenannten Steinhuder Meer, und daß dort viel feines Linnentuch gewoben wird und viel kunstreiche Hände dort arbeiten.

Nun, eben dort hat sich die Geschichte von dem Meisterstück um 1750 herum, zugetragen, die ich Euch jetzt erzählen will, aber vorher noch bemerken muß, daß es keine erdichtete, sondern eine wahre Geschichte ist und es wird sich eben am Ende herausstellen, daß das Meisterstück, von dem ich erzähle, heute noch in Steinhude zu sehen ist bei dem Enkel Dessen, der's gemacht hat, dem achtungswerthen Webermeister, Heinrich Bretthauer, daselbst.

Dazumal wohnte zu Steinhude ein Meister, welcher auf seinem Webstuhle gar prächtige Damastwebereien machte. Er hieß Bühmann. Wiewohl er mit seiner kunstreichen Hand häufig für seine gnädige Herrschaft, die Grafen von Lippe-Schaumburg, arbeitete und gut bezahlt wurde, so wollte es doch mit dem Meister Bühmann nicht recht voran, sondern man sah, daß es mit ihm zurückging. Daran trug er nicht die Schuld; denn er war ein stiller, sparsamer, fleißiger und frommer Mann; er hatte auch nur eine kleine Haushaltung, ein Kind und seine Frau; aber er hatte mit seinem Hause Schulden gemacht; das war ein Unglück; denn wer seine Haushaltung anfängt und einrichtet; noch nicht viel Verdienst hat und leben will — der kann früher gemachte Schulden nicht abtragen und sie fressen, gleich einem Krebsschaden, immer tiefer hinein. Seine Frau, eine treue, liebe Seele, war, seit

sie ihm den Sohn, den er Johann Dietrich hatte taufen lassen, geboren, stets krank und der Doctor kam nicht aus dem Haus und der Meister nicht aus der Apothekerkreide. Das war das zweite Unglück. Ein drittes war, daß er selber einmal ein halbes Jahr krank lag, wo dann mitleidige Verwandte ihn und seine Frau pflegten und für das Kind sorgten. Das half auch nicht auf den grünen Zweig. Mit Bühmann's Hand ruhte der Verdienst und, wenn ein Mensch, wie der Dachs, vom eigenen Schmalze zehren soll, so muß er erst Schmalz haben. Ihr wißt schon, wie ich das meine! —

In diesen drei Itemchern lag des braven Meisters Unglück. Und doch trug er's Gott ergeben und still und seine liebe Frau sah keine Falte des Unmuths auf seiner Stirne; hörte kein Wort, das einen Stachel in die Seele der armen Leidenden hätte senken können, die an allen Gliedern lahm und contract auf dem Siechbett lag, sondern ein milder Hauch des Friedens wehte durch das Haus; die Liebe pflegte die Leidende und die Geduld und Sanftmuth that ihr unermüdliche Handreichung. Ich möchte wünschen, daß mancher Grammler und Knotterer in dies stille Haus hätte hineinsehen können! Vielleicht ging er in sich und lernte, was einem christlichen Ehemann ziemt, wenn ihm der liebe Gott die Frau lange krank werden läßt. Wenn da zu dem körperlichen Leiden der armen Kreuzträgerin und Dulderin sich der Jammer gesellt, daß sie des Mannes Mißmuth, Unwillen, Gebrummel und Geknotter anhören muß und sich als den Gegenstand dieses unchristlichen Wesens ansehen muß; gern aufwollte und doch nicht kann, so muß das Loos solch einer armen Frau entsetzlich sein und Gott möge es ihr in seiner Gnade verzeihen, wenn sie ihr letztes Stündlein herbeiwünscht! Solch ein unchristlicher Wunsch wird aber gewiß nicht auf ihr Schuldbuch geschrieben, sondern auf das des Mannes, der ihn der Armen auspreßt.

Nein, so etwas kam in Bühmann's Hause nicht vor. Er blieb sich immer gleich in aufopfernder Liebe und Geduld, und die Dulderin trug leichter ihr schweres Leid. Er saß Tag und Nacht an seinem Webstuhl und übte die Pflicht vorsorglicher, pflegender Gattenliebe, aber er

erschwang kaum, was er brauchte. Da lief die Schuld auf, und es war ein Gottesglück, daß der Darleiher ein Christenherz hatte und nicht, wie ich einen kenne, ein Herz von Stein.

Als der Hanndietrich heranwuchs, ging's besser. Wenn auch der Knabe in die Schule mußte, so blieb doch Zeit, daß er den Vater in der Pflege der lieben Mutter unterstützen und der Vater am Webstuhl bleiben konnte. Der Knabe lernte leicht und konnte das an der Mutter Bett thun. Er lernte auch eine Grützsuppe kochen; einen Pfannkuchen backen und Kartoffeln sieden und ersetzte den



Vater am Herd. Als Hanndietrich confirmirt war, stellte der Vater einen zweiten Webstuhl in die geräumige Stube und nun wurde der Junge angeleitet, des Vaters schönes Handwerk zu erlernen.

Wenn denn Sonntags Bühmann am Bett seiner

lieben Frau saß und ihr aus Arnd's wahrem Christenthum oder aus Lampe's Gnadenbund vorgelesen hatte und die Rede auf den Jungen kam, sagte er: Mutter, ich kann dir sagen, wenn der Jung' so fortmacht, so überholt er mich und ganz Steinhude und das Lipper Land hat keinen Weber, wie den. Es geht ihm wie Pulver von der Hand und er hat noch keinen Fehlschuß gethan, seit er das Schifflein führt. Das Damastzetteln hatte er im Blitz weg und ich kann ihm schon ein Muster vorstellen, wo es einem Alten gilt, weidlich und ordentlich aufzupassen, daß er keinen Bock macht.

Dann faltete die Mutter ihre Hände und ihr Auge, das in Thränen schwamm, blickte dankend gen Himmel.

Siehst du, Bühmann, sagte sie dann, das ist schon der Lohn der Lieb' und Treue, die du an mir thust! —

Sei mir doch stille, sprach dann der Ehrenmann und küßte seine liebe Frau. Wenn ich ja Alles thäte, was ich wollte und könnte, so blieb' ich ja doch ein unnützer Knecht. —

Zu der Geschicklichkeit Hanndietrich's kamen aber noch andere Dinge hinzu. Er war ein stiller, frommer Junge; kein Gassenläufer und Spectakelmacher. Er liebte es in die Kirche zu gehen und seiner Mutter aus Bibel, Gesang- und Gebetbuch vorzulesen und zeigte am Webstuhl Fleiß und Liebe zum Geschäft. Außerdem war er ein bildschöner, kräftiger Junge, dessen Wangen gleich Rosen blühten und dessen blaue Augen gar herzigtreu in die Welt schauten.

So wuchs er heran zum schönen, blühenden Jüngling und sehr geschickten Weber, dessen Ruf schon über Steinhude hinausging. Die Herrschaft sah seine Arbeit gern und wenn er Damastgebilde nach Hagenburg trug, wo die Herrschaft wohnte, bekam der bescheidene, schöne Weber allemal ein Extratrinkgeld, das eine Art hatte. Deß freuten sich die Eltern und er mußte es sich zusammensparen, um sich auch gute Kleider anzuschaffen.

Mit Lob hatte ihn die Zunft der Weber endlich aufgedungen und losgesprochen. Nun war er Geselle geworden und dies verdoppelte Fleiß und Eifer, Lust und Liebe.

Was der Vater vorausgesagt hatte, das traf ein.

Dietrich überholte ihn. Seine Geschicklichkeit war außerordentlich. Die Herrschaft mochte ein Muster bestellen, wie sie wollte, er tippelte es sich auf das Papier und wob es mit kunstreicher Hand. Ja, er legte selbst seinem Vater gar oft solche Stücke an, die er dann meisterhaft gewoben hat.

Bühmann's Weberei kam zu einem weit verbreiteten Rufe. Selbst von Bielefeld bekam er Aufträge, welche pünktlich und prächtig ausgeführt worden und ihm immer mehr Arbeit einbrachten, und dort versteht man doch auch die Sache. Mutter und Vater athmeten frisch auf. Der Vater fing an, die Schuld abzutragen und mit jedem Gulden, den er seinem braven Gläubiger brachte, ging ein Stück langgetragenen Leides vom Herzen; aber so langgetragenes Herzeleid bleibt nie ohne Folgen, zumal wenn es lieben Augen sorgfältig verborgen wird und verborgen werden muß, um sie nicht mit Thränen zu füllen. Da frißt's unersättlich am Herzen und an der innern Lebenskraft, und das sind zarte Pflanzen, die der Wurm gar leicht zerstört. Das empfand Meister Bühmann grade da, als die Last seiner Sorgen mit dem sich stets vermindernden Schuldkapital abnahm. Er fing an zu siechen und die deutlichen Spuren einer schleichenden Zehrung stellten sich ein und ließen sich nicht mehr verkennen. Ein halbes Jahr später mußte er liegen. Er konnte das Schifflein nicht mehr führen. Jetzt, wo das Kreuz aufs Neue wuchs, sah Dietrich mit recht trüben Blicken in die Zukunft. Ein Stuhl stand leer und still und das Schifflein ruhte.

So lange Vater und Mutter lebten, konnte er in ihrem Namen arbeiten und auch einen Gesellen auf des Vaters Stuhl setzen — aber wie weiter?

Nun, er konnte ja Meister werden, sagt Ihr, liebe Leser. Ja, wenn nicht da ein Haken gewesen wäre! Dieser Haken führt mich vom Krankenbett der lieben kummergebeugten Eltern in Dietrich's frisches Jugendleben hinein.

II.

Es ist leider so in dieser Welt, daß man fragen darf: Wer hat nicht seine Feinde? Auch der hat sie, der kein Wässerchen trübt; der still und harmlos lebt und

seine Pflicht thut; der keinen Nebenmenschen kränkt und beleidigt; der gerne dient, hilft und rathet, wo er nur kann. Nun, beschweren darfst du dich nicht, Leidensbruder! Du bist und bleibst doch allezeit ein sündiger Mensch, der nicht thut, was vor Gott recht ist. Blick' einmal auf deinen Heiland und Erlöser! der Heilige Gottes, das Licht der Welt, der Friedefürst, der Leidentröster, der Helfer in jeglicher Noth; er, der von keiner Sünde wußte — der Gottessohn hatte ja erbitterte, grimmige, blutig hassende Feinde, deren Haß in seinem Tode noch keine Befriedigung fand. Willst du klagen? Auch der gute Bühmann hatte Feinde und Einen vorab. Ach, der Neid ist eine Eiterbeule in der Seele. Der läßt keine Liebe, keine Barmherzigkeit aufkommen. Der will nur schaden und wird vom Unheil, das er über den Beneideten bringt, nicht gesättigt, nicht geheilt. Er färbt die Wange gelb und macht das Herz schwarz! Brodneid ist ein arger Bösewicht gegen sich selbst und Andere.

In Steinhude waren der Weber viele, denen es herrlich und in Freuden ging. Sie hätten können Gott danken und zufrieden sein; aber sie waren's nicht. Geld hatten sie; aber dazu wollten sie auch Ehre, und so weiter. — Das wurmte ihnen, daß der arme Bühmann für den gräflichen Hof arbeitete und fast Jahr aus, Jahr ein. Sie mißgönnten's dem armen, redlichen Mann und konnten's doch gar nicht vergessen, daß er belobt und beschenkt wurde. Sie nannten ihn einen „Katzenbuckelmacher, Fuchsschwänzer, Speichellecker, Tellerwischer, Augendiener, Mundgerechtmacher“ und wie die Namen alle heißen, die geeignet waren, den schlichten, redlichen Mann herabzusetzen.

Bühmann hörte das wohl; kannte die unsaubere Quelle, aus der die Zornesjauche floß und dachte: Besser Neider als Mitleider — ja, er dachte noch besser: „Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!“

Aber mit seinen frommen Gesinnungen nahm er die Waffen des Zorns und der Bosheit nicht aus der Feinde Hand und zerstörte das Wespennest des Neides nicht in ihrer Seele. Da ging immer neue Brut aus, die den Stachel hinten hatte und hinter dem Rücken giftig stachelte und angelte. Verleumder und Wespen stechen von hintenher.

Es war ein Gottesglück, daß ihn das Elend seines Hauses nicht so tief beugte, daß er hätte betteln müssen — denn die hätten ihn ohne Weiteres des bleichen Hungertodes sterben lassen. Noch ein größeres Gottesglück war es, daß seine Arbeit Zeugniß für ihn ablegte und alle Verleumdungen stillschweigend nieder= und todtschlug; daß ferner sein tadelloser Lebenswandel auch nicht die geringste



Handhabe darbot, an der sie ihn hätten in den Koth ziehen können, wie sie so gerne gewollt. Ihr Neid wuchs noch, als Dietrich sich so merkwürdig und augenfällig hervorthat. Was sie aber zur Raserei schier brachte, war der Umstand, daß des Herrn Grafen Hofmaler Sonntags Mittags dem jungen Weber Zeichnenunterricht gab auf seines Herrn ausdrücklichen Befehl und Dietrich allemal nach der Kinderlehre nach Hagenburg zu dem Maler ging, der seine rechte Freude an der leichten Fassungskraft, an der Lust und Liebe und an den außerordentlichen Fortschritten des Knaben hatte.

Des „Fuchsschwänzers Junge," sagten sie, wird uns, wenn es so fortgeht, noch Alle aufs Trockene setzen!

Jetzt machten sie sich an den Gläubiger Bühmann's, reizten und rockelten an dem, daß er die Schuld kündige, Bühmann von Haus und Hof vertreibe und ihn so mir nichts dir nichts ins grenzenlose Elend hinausstieße. An dem guten Herzen dieses Mannes scheiterten aber alle ihre höllischen Pläne und Absichten. Er schleimte ihnen die Leber, wie wir am Rheine zu sagen pflegen, wenn wir Das sagen wollen, was man sonst „die Leviten lesen" nennt, oder „den Kopf waschen," oder „den Kümmel reiben," oder „die Zunge schaben" — und — sie gingen noch gelber im Gesichte heim und fluchten über den Esel, der Barmherzigkeit mit dem Lumpen habe, von dem er doch bis zum letzten Martinitag keinen Heller kriege.

Der Allerschlimmste unter diesen Neidhämmeln war Bühmann's nächster Nachbar, rechts, neben seinem Häuschen.

Der wohnte in dem schönsten Haus in Steinhude. Auf sechs Stühlen flog Jahr aus, Jahr ein das Schifflein hin und her. Er hatte zwei stattliche Gäule im Acker gehen; machte auf fetten Wiesen viel Ochsen und Kühe fett und konnte leben wie ein Vogel im Hanfsamen. Der Grund seiner Feindschaft lag aber weiter zurück, als Bühmann's Ruf in der Kunst- oder Bildweberei. Beide waren von gleichem Alter. Als Bühmann auf die Wanderschaft ging, baute Schmitt sein Haus und hätte gerne Bühmann's Häuschen, Hof und Garten zu dem Seinigen gehabt. Er bot ihm vieles Geld; nörgelte ihn Tag und Nacht und wollte es ihm feil machen. Er stellte alle

Welt an, dazu mitzuwirken; allein Bühmann sagte: Soll ich meine alte Mutter auf die Straße setzen? Gott behüte mich vor solch einem gottlosen Gedanken!

Es ist ja eine alte Spelunke! sagte der Nachbar. Du mußt bauen und hast doch kein Geld! —

Ich kriege, sagte Bühmann, auch ohne dich und es wird nicht einfallen, bis ich wiederkomme. Dann bau' ich's, oder ich reparir's, daß es wie neu ist.

Er war nicht zu bewegen, das theure Vaterhaus wegzugeben.

Eines Sonntags begegnete ihm der reiche Teichmeier. Hör' 'mal, Bühmann, sagte der zu ihm, ich höre, der



Niclas Schmitt will dir dein Haus abquälen und du willst nicht. Bleib' dabei. Du hast Recht. Man soll das Vaterhaus, das liebe Nestlein, wo man gehutscht worden ist, nicht so leichtfertig wegschleudern. Das ist ein heiliger Raum für ein ehrlich Menschen- und Christenherz.

So denk' ich auch, Herr Teichmeier, sagte Bühmann darauf, und was noch mehr ist, als Das: soll' ich meine alte, liebe Mutter auf die Gasse unter Gottes freien Himmel, in Wind und Wetter setzen? Gott behüte!

Das ist christlich gedacht! Bleib' dabei! sprach der Teichmeier.

Mich quält nur Eins, fuhr Bühmann fort. Ihr wißt, mein Häuschen ruht wider dem des Schmitt und neigt sich bedenklich nach rechts. Der Schmitt ist ein rechter Tuckmäuser, der einen Groll nachhält bis ins Grab. Sagt er den Zimmerleuten etwas und verspricht ihnen ein paar Schoppen Branntwein, so rütteln und schütteln sie beim Abbruch so an meinem kreuzlahmen Giebel, daß mir am Ende das Haus einrumpelt. Was dann?

Da ist der allerbeste Rath der, du fängst gleich die Reparatur an; unterfängst das Haus tüchtig; läßt die Giebelmauer festmachen, von Grund aus neu und stellst dich sicher.

Ihr habt gut Pläne machen, Herr Teichmeier, sagte betrübt der Bühmann, aber nicht so ich. Wo soll ich das Geld hernehmen? „Bauen ist nicht schwer, ist der Beutel nicht leer,“ sagt das Sprüchwort, und ein anderes heißt so: „Wer will arm werden und weiß nicht wie, der nehm' alte Häuser und baue die.“ Wenn man an so einer alten Scharteke anfängt zu rütteln, so rumpelt sie ein; man findet, wenn das nicht geschieht, Schäden und Makeln, an die man gar nicht gedacht hat, und das Sprüchwort sagt recht: „Die Brühe macht den Braten theuer“ — und: „Unter der Schminke sitzt gelbe Haut.“ Ihr wißt, ich muß, nach Zunftbrauch und Gesetz, in die Fremde drei Jahre. Dazu brauch' ich, wenn ich nicht fechten und strohmern will, Geld. Ich weiß aber das nicht aufzubringen, des Baugeldes ganz zu geschweigen. Der Teichmeier hörte ihm zu mit voller Ruhe. Er hatte die Hände in den Taschen des Kamisols und blies dicke Wolken aus seiner kurzen Stummelpfeife.

Was du da sagst, ist sonnenklar und richtig, hob er endlich an; aber wenn ich nun sagte: Bühmann, das Geld schieß' ich dir vor. Wie dann? —

Bühmann erschrak ordentlich. Ihr seid ein guter

Mann, Herr Teichmeier, sagte er; aber damit ist es nicht gethan. Was verleg' ich Euch denn? — Ich hab' ja nichts, als Haus, Hof und Garten? — Und wie es wiederzahlen?

Du bist ein Narr, sagte der Teichmeier. Hab' ich denn darnach gefragt? Meinst du, ich wüßte das nicht? — Aber ich weiß noch mehr, du bist ein ehrlicher Bursche; bist treu, fleißig, kein Windlips; bist ein guter Sohn und ein rechter Christenmensch. Sieh', das sind bessere Verlegstücke, als so und so viel Morgen Äcker oder Wiesen. Fang' Morgen an. Geh' hin und accordire Zimmerleute und Maurer und mach's noch vor deinem Weggang in die Fremde in Ordnung.

Das geschah denn auch und der Teichmeier schoß das Geld und das Häuschen wurde sehr brauchbar hergestellt, ohne daß es hätte abgerissen werden müssen und Bühmann ging auf seine Wanderschaft, wenn auch mit schwerem Herzen, denn die Schuld war bedeutend.

Seitdem hatte der Niklas Schmitt einen Haß auf ihn geworfen, der kein Maaß und keine Grenzen kannte. Bühmann dachte: er wird sich doch mit der Zeit geben; aber er gab sich nicht. So oft sie auch in Hof und Garten, die nur eine kleine Mauer und ein Lattenzaun schied, oder auf dem Kirchweg oder sonst wo sich auf der Straße begegneten, Schmitt grüßte seinen Nachbar Bühmann niemals und allen seinen Hausgenossen war es streng untersagt, auch nur ein Wort mit den Hausgenossen Bühmann's zu reden. Dieser Schmitt war sein grimmigster Feind und Gegner.

Aber wenn er es gewußt hätte, daß seine Frau oft stundenlang bei der leidenden Frau Bühmann säße; daß sie ihr manch' Süpplein und kräftige Speise durch den Hof hinübertrüge, er wäre aus der Haut gefahren. Die Weiber sind aber schlau, sie wissen überall ihre Schliche, und so wußte sie auch Niklas Schmitt's brave Frau, um zu ihrer lieben, jetzt so leidenden Jugendfreundin zu kommen.

Sie nämlich und Bühmann's Frau waren Schulkamerädinnen und hatten neben einander in der Schule gesessen viele Jahre lang und waren stets Ein Herz und Eine Seele gewesen. So etwas läßt sich nicht Knall und Fall todtschlagen, verbieten und ausmerzen.

Um des Friedens willen machten sie sich, wenn der Schmitt in der Nähe war, Gesichter wie Katzen, wenn's donnert; aber hernach floß das Herz über und Schmitt's Frau schüttete in das Herz der Freundin all' ihren Kummer und ihr Weh aus, und als diese nun krank geworden war, da leistete Frau Schmitt in unerschöpflicher Liebe alle Handreichung und ihr Mann meinte, die beiden Frauen seien sich beide spinnefeind, wie er dem Bühmann.

Niemand aber dachte daran, daß dies Verhältniß der beiden Mütter in den Kindern wiederkehren werde. Je mehr aber der Vater seinem Stinchen verbot, mit des



Bühmann's Dietrich auch nur Ein Wort zu reden, desto mehr wuchs die Sehnsucht darnach in dem Herzen des Mädchens; denn genaue Beobachtung lehrte sie, daß das, was der Vater dem Knaben Unrechtes nachsage, reine Erdichtung sei. Der war so still und brav und freundlich wie kein Anderer. Er schnitzte ihr Stäbchen für ihre Nelken und reichte sie ihr über den Zaun. Hatte er eine Blume im Garten, nach der sie Verlangen trug, so stand sie gewiß am andern Morgen in ihrem eigenen Gartenbeet und er hatte sie Nachts oder früh vor Sonnenaufgang hineingepflanzt. War der Vater nicht da, so plauderten sie stundenlang am Zaune miteinander; denn die Mutter hatte das nicht verboten.

Es bildete sich so ungeahnet ein Verhältniß gegenseitiger Liebe und Anhänglichkeit, und das gewann mit den Jahren an Innigkeit und Kraft, und Niemand ahnete es. In dem Geheimnisse lag ein mächtiger Reiz, der nie endete.

Wußten es die Mütter? Vielleicht merkten sie es, als es eben zu spät war, die Liebe zu entfernen, und so dachten sie auch nicht daran, etwas dagegen zu thun. Da fand denn die Liebe ihre Wege und wenn auch Mauer und Lattenzaun dazwischen war, plaudern konnte man drüber hinüber und damit waren sie ja zufrieden. Der alte Schmitt merkte auch nicht das Mindeste. Jetzt aber begann mit des Vaters Erkranken die rechte Noth. Das Kreuz kam haufenweise über den armen Dietrich und Stinchen hatte recht an ihm zu trösten.

Er war aber besonnen genug und nahm sich einen geschickten Gesellen und die neidigen Zunftmeister konnten doch Nichts sagen, da der Vater Meister war und noch lebte.

Nur das konnten sie, ihren Haß auf den jungen Menschen werfen, und das thaten sie aus allen Kräften.

Dietrich arbeitete rastlos, bis Mitternacht oft, und hielt die Haushaltung im Stand und that an seinen Eltern, was nur ein guter Sohn thun kann, daher kam auch der Segen der Verheißung, welchen das Gebot: „Du sollst Vater und Mutter ehren," hat, reichlich über ihn. Der alte Teichmeier kam oft und sagte allemal: Bühmann, laß dir kein graues Haar wachsen. Von mir hast du Nichts

zu besorgen, und selbst, wenn Gottes Willen über dich verfügen sollte, hat dein Dietrich an mir einen Freund, der ihn halten wird, daß deiner Feinde Dräuen zu Schanden werden muß. Wenn aber der alte Bühmann oder Dietrich an die Wanderschaft dachte, so seufzten Beide tief auf, aber Keiner sagte dem Anderen, warum sie so tief aufseufzten, und Beide, Vater und Sohn, wußten's doch recht gut, wo sie der Schuh drückte.

So verging ein Jahr und die sinkende Kraft des alten Bühmann glich einem Lämplein, dem das Öl fehlt und dessen Docht nur noch so glimmt, aber bald erlöschen will, und als die Blätter fielen im Herbste, da wurde an ihm das Wort des Liedes wahr:

„Mein Leben ist ein fallend Laub,
Und was ich hab' und bin, ist Staub,
Der sich dem Staub der Erde mischt,
Wenn nun das Lämplein sacht erlischt."

Sein Lämplein erlosch sanft und friedlich. Er starb, wie er gelebt, fromm und gottesfürchtig, im Glauben an seinen Heiland und Erlöser, und sein letztes Wort war ein Segen für seinen Sohn und sein letzter Lebensblick glitt von ihm hinüber zum Bett seiner lieben Frau.

Das war ein tiefes, tiefes Leid! Alle guten Steinhuder trugen Mitleid mit dem braven Jüngling und der armen Wittwe, und sagten: Nun wird die Leidensschwester bald nachfolgen! Was gibt's dann mit dem guten Dietrich? Die Neidhämmel aber sagten, sich froh die Hände reibend: Wenn nun die Alte auch todt ist, muß er fort auf die Wanderschaft und der Teichmeier stülpt ihn. Will er dann, wenn er wiederkommt, Meister werden, so ist das unsere Sache und wir wollen ihm ein Liedlein singen, das eine Melodie hat, die ihm in die Ohren gellen soll! —

Aber die Feindseligen hatten vergessen, was der fromme Paul Gerhardt in dem schönen Liede sagt:

„Auf, auf, gib deinem Schmerze
Und Sorgen: Gute Nacht!
Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht!
Bist du doch nicht Regente,
Der Alles führen soll:
Gott sitzt im Regimente,
Und führet Alles wohl!"

Der, der die Tage des Menschen gezählt und auf sein Buch geschrieben hat, hatte das letzte Leidensstündlein der armen Wittwe noch nicht so nahe gerückt. Sie trug in christlicher Geduld auch dieses Leid, das sie so schwer drückte, und ihre Glaubenskraft überwand seinen Stachel, der so tief in die Seele ging. Der Mensch weiß eben nicht, was Gott mit ihm vor hat in den besonderen Fügungen, aber das weiß er, daß der, der im Regimente sitzt, Alles wohl führt, und ich sage: Wohl dir, der du dies Kleinod des Glaubens in deiner Seele trägst! Es hilft dir hinaus über das Bittere, und erst später erkennst du, daß er deines Angesichts Hilfe und dein Helfer war. Vergiß dann nur nicht das Wort: Und du sollst mich preisen!

Auf den armen Dietrich wartete noch ein neues Leid in diesen Tagen.

Hatte der alte Niklas Schmitt etwas munkeln gehört von seines Töchterleins Liebe zu Dietrich — oder argwöhnte er so was? Wer kann's sagen? Nach hundert Jahren weiß man das nicht genau. Ohrenbläser und Mährleinträger gibt es zwar überall und wohl auch in Steinhude, und das ist ein höllisches Gezüchte, das mit seiner giftigen Zunge viel Unheil anrichtet.

Kurz und gut, der alte Schmitt misselte, wie man am Rheine sagt, er argwöhnte und paßte auf.

Wann sucht man ein theilnehmendes Herz mehr, als im Leid? Unser Dichter sagt ja:

„Getheilte Freud' ist doppelt Freude;
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz."

Grade in dieser Zeit suchte oft Dietrich ein Abendstündchen am Gartenzaune zu verplaudern, wenn es auch schon kalt war; denn Stinchen konnte ihn so herzlich und glaubensfreudig aufrichten, wie sonst Niemand in der Welt. So standen sie denn auch einmal wieder bei einander im tiefen, traulichen Gespräche. Da sprang plötzlich der alte Schmitt hinter einem Haufen Bohnenpfähle hervor, der für den Winter aufgeschichtet war, und tobte wie ein Unsinniger, sprach fürchterliche Flüche aus und riß Stinchen an dem schönen, blonden Haare, wie ein Unmensch, ins Haus.

Das fehlte dem armen Jungen grade noch! Und doch hielt er's vor der Mutter heimlich und Stinchen's Mutter drückte ihm, als sie wieder einmal kam, warm die Hand — aber schwieg auch.

Von da an blieb Dietrich nur zu Hause, zeichnete, sann über das Handwerk und trug einen ganz absonderlichen Gedanken in seiner Seele mit sich herum, den er Niemand sagte. Den Gesellen aber, den er auf der Mutter Namen hielt, entließ er und stellte den Weberstuhl in eine hintere Stube und saß da manche stille Nachtstunde, grübelte, suchte und — fand!



III.

Wenn ihn die Mutter fragte: Dietrich, sage mir doch, was du drüben treibst? Die Ungewißheit quält mich. Dann lächelte er und sagte: Liebe Mutter, ich arbeite an einem Meisterstücke, wie es noch kein Weber erdacht und gemacht hat. Ich möchte damit die Wanderschaft ersparen. Ist's fertig, so bring' ich's Euch zuerst. Mißlingt's aber, so brauch' ich mich doch nicht zu schämen. Nun fragt mich aber auch nicht mehr und glaubt und vertrauet mir.

Da mußte wohl die Mutter schweigen, so ungerne sie es auch that. Wenn er manchmal Sonntag Nachmittags

grübelnd und traurig da saß, so galt dies mehr seinem lieben Stinchen, als dem Meisterstück; denn sie klagte ihm oft, wie hart ihr Vater gegen sie sei, seit er sie zusammen getroffen; wie er jeden ihrer Schritte belausche und beobachte.

Und dennoch fand die Liebe den Weg. Der Alte dachte nicht daran, daß oben auf dem Speicher zwei Dachlucken ziemlich nahe in beiden Häusern waren, wo man herüber- und hinüberflüstern könne; er überlegte nicht, daß er das Band durch seine Härte gegen Stinchen nur um so fester schlang. Freilich sahen sie sich selten, aber dann hatte es um so mehr Werth.

Inzwischen arbeitete Dietrich unablässig. Die Mutter hörte ihn klopfen, nageln und dergleichen. Sie sah auch, wie ein junger Schreiner, der ihres Sohnes treuester Freund war, bei ihm aus- und einging; Holzwerk brachte und holte und endlich Dietrich alle Tage heiterer wurde.

Es war an einem Sonntag Morgen, als Dietrich ein sehr feines Gewebe auf ihr Bett legte und sagte: Liebe Mutter, das Meisterstück ist gelungen! Besehet's einmal!

Sie faltete das kleine, ungemein feine Stück auseinander und mit steigendem Erstaunen rief sie: Das ist ja ein Mannshemd!

Freilich, sagte Dietrich mit leuchtenden Augen; aber besehet's genau, es ist ganz gewoben!

Da sah die Mutter es genauer an und, siehe da! es war ein Hemd, verfertigt auf dem Weberstuhl ohne Naht! Kein Nadelstich war daran. Die sogenannten Goßtücher, die Zwickel unterm Arm — Alles war eingewoben. Selbst die Knopflöcher waren eingewoben, und Schulterstücke, Kragen und Handleiste waren von buntem, gar zierlichem Drillgewebe mit Mustern, und eingewoben waren die Buchstaben F. W. E., die Anfangsbuchstaben des Namens seines gnädigen Landesherrn: Friedrich Wilhelm Ernst, des berühmten Helden und portugiesischen Feldmarschalls, der damals grade in Hagenburg wohnte.

Die Mutter untersuchte es genau und sprach dann mit Freudenthränen in dem Auge ihre Belobung aus.

Was willst du damit anfangen? fragte sie.

Ich bring's dem gnädigen Herrn, sagte er, wenn das zweite fertig ist, das noch schöner wird. Dann macht er mich zum Meister und ich brauche nicht zu wandern und kann Euch pflegen.

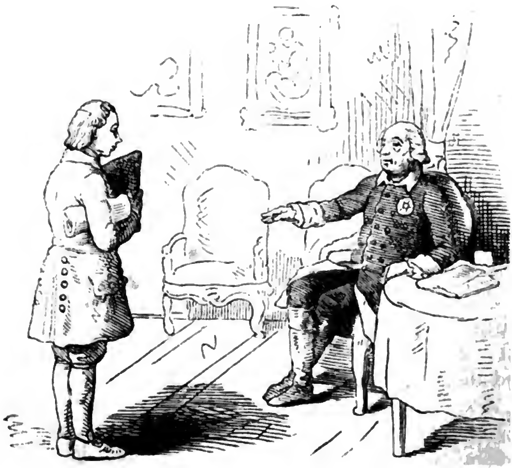
Da zog den treuen Sohn die Mutter an ihr Herz und segnete ihn!

Aber sie mußte ihm geloben, der Frau Schmitt Nichts zu sagen, und wenn's auch dem glückseligen Mutterherzen schwer wurde, zu schweigen gegen die treueste Freundin, sie behielt doch Dietrich's Geheimniß in treuem Herzen und betete still um glückliches Gelingen.

Etwa vier Wochen nach dieser Unterredung mit seiner Mutter schritt an einem schönen Sonntage Dietrich Bühmann aus Steinhude in den Hof der Hagenburg und ließ sich bei dem gnädigen Herrn Grafen melden.

Graf Friedrich Wilhelm Ernst, der edle ritterliche Fürst und Held, ließ den geschickten Weber vor sich und nahm ihn mild und freundlich auf.

Was willst du von mir, mein Sohn? fragte er ihn, der bleich und schüchtern an der Thüre stand und ein Päcklein unter seinem Arme hielt.



Haltet mir's zu Gnaden, gnädigster Herr, hob mit bebender Stimme der junge Weber an, daß ich mich deß unterfange. Seit drei viertel Jahren schon sollt' ich nach Zunftordnung meine dreijährige Wanderschaft antreten; aber daheim liegt meine liebe Mutter, gelähmt an allen Gliedern, und ich hab' nicht Schwester, nicht Bruder, und mein lieber Vater ist seit Langem seliglich entschlafen. Sollt' ich von dannen, so müßte meine liebe Mutter elendiglich verkommen; denn zur Pflege hätte sie Niemanden, zum Brodverdienst Niemanden und eine Wartfrau kann ich nicht zahlen, dazu bin ich zu arm. Nun sind die Zunftmeister gegen mich gar hart und strenge, dieweil sie meinen guten Vater verfolgt und beneidet haben durch die Arbeit, welche Euer Gnaden ihm gegeben. Zum Meister machen sie mich nicht, weil ich nicht gewandert, und, wer weiß, ob sie's thäten, wenn ich gewandert wäre, aus besonderen Gründen. Da hab' ich im Stillen ein Meisterstück gemacht, wie noch keins ist erdacht worden in unserer Zunft, und hab's billig für meinen gnädigen Herrn gemacht. Und da Euer Gnaden Geburtstag morgen ist, so wollt' ich's in Demuth Euer Gnaden überreichen und unterthänigst bitten, es nicht zu verschmähen von wegen der niedrigen Hand, die es darbringt.

Und mit diesen Worten überreichte er dem Grafen das Päcklein.

Der Graf hatte ihm gar leutselig zugehört und nahm nun das Päcklein und schlug's auseinander.

Mit Erstaunen und Bewunderung besah der Graf die beiden feinen Hemden und erkannte schnell das außerordentliche Kunstwerk, sah auch seines Namens Anfangsbuchstaben sogleich und rief darauf seinen Hofbeamten und fürstlichen Angehörigen.

Von Hand zu Hand ging das prächtige Kunststück und laut priesen Alle den Weber, der solches gemacht.

Du hast Recht, mein Sohn, sagte der gnädige Graf, ein solch' Kunstwerk ist in den Lippischen — ja in aller Herren Landen noch nicht gemacht worden. Ich danke dir herzlichst für dein Geschenk zu meinem Geburtstage.

Darauf entließ er den Hof wieder und ließ den Haushofmeister allein da und den geheimen Rath.

Bringt dem Bühmann eine Kanne Einbecker Bier, daß er sich erquicke, sagte er zu diesem, und lasset ihn fürstlich bewirthen, derweil ich mit meinem Geheimenrathe verkehre. Er soll hier auf mich warten! —

Hierauf nickte ihm der Graf gnädiglich zu und ging mit dem Geheimenrathe hinaus.

Dietrich's Herz schlug, als wollt' es aus der Brust herausspringen vor Freude.



Der Haushofmeister ging, und alsbald kamen die Bedienten und stellten köstliche Speisen auf und die silberne Kanne mit Einbecker Bier mit dem silbernen Becher, daß der Dietrich kaum den Muth hatte, das zu berühren; aber der Haushofmeister brachte es ihm zu und nöthigte ihn so lange, zuzugreifen, bis er die Furcht überwand und Bescheid that nach Herzenslust.

Nach einer Stunde etwa kam der Graf zurück und hatte ein Papier in seiner Hand. Er setzte sich ganz zutraulich zu Dietrich und sagte:

Du hast also deine Mutter bisher selber gepflegt?

Ja, gnädigster Herr, entgegnete ehrfurchtsvoll der Jüngling.

Und hast doch das Kunststück gewoben und auch sonst noch gearbeitet?

Die Hemden hab' ich in den Feierstunden gewoben und in meinem Kämmerlein, wo ich den Weberstuhl mir habe zurecht gemacht und machen lassen, wie ich ihn brauchte, versetzte Dietrich.

Aber sag' mir doch einmal, wär's denn nicht besser, du heirathetest ein braves Mädchen, das deine Mutter pflegte und du könntest dann ungestört weben? —

Besser wär's freilich, stotterte Dietrich erröthend, aber —

Nun? fragte der Fürst, dem die Unterredung Vergnügen zu machen begann. Was hast du für ein Aber? —

Ich bin ja kein Meister, gnädigster Herr, und ein Geselle kann und darf in Steinhude nicht heirathen, das ist die Ordnung, sagte Dietrich.

Zum Meister macht dich dies landesherrliche Schreiben, sagte der Fürst, und es spricht dich frei von der Wanderschaft. Das gibst du den Zunftmeistern und die Sache ist abgethan.

Ach, gnädigster Herr! rief Dietrich — Gott lohn's Euch um meiner armen Mutter willen!

Die hellen Thränen standen ihm in den Augen.

Der Graf sah ihn bewegt an.

Du hast es ehrlich verdient, sagte er. Was hält dich nun noch ab, dir ein braves Weib zu suchen?

Dietrich sah erröthend unter sich — und schwieg.

Weißt du etwa keine, die deine Mutter in Liebe pflegte, fragte der Fürst.

O doch, sprach leise Dietrich — ich — wüßte wohl Eine —

So? fragte der Graf, der sich an der sittigen, verschämten Weise des Burschen freute. Wer ist's denn?

Ihr kennt sie ja doch nicht, gnädigster Herr — sagte ausweichend Dietrich.

Thut nichts, erwiederte der Graf. Warum willst du mir's nicht sagen? —

Ach — versetzte in größter Verlegenheit Dietrich — es ist die Tochter des Niklas Schmitt, des Webermeisters, der neben uns wohnt. —

Aha, sagte lachend der Graf, das ist wohl so eine alte Liebe, die nicht rostet! Was hält dich aber ab, sie zu freien?

Ach, gnädigster Herr, sagte darauf Dietrich, der Schmitt ist unser größter Feind, weil mein seliger Vater ihm unser Häuschen nicht verkaufen wollte, als er baute.

Warum that das denn dein Vater nicht? fragte der Graf.

Ei, weil er damals grade auf die Wanderschaft mußte, und dann seine alte Mutter kein Obdach gehabt hätte, und, wißt Ihr, man gibt sein Vaterhaus auch nicht gerne her, wenn nicht die Noth Einem den Strick um den Hals legt! —

Freilich, versetzte der Graf. Und das trägt er dir nach? —

Er hat's meinem Vater, Seliger, durchs ganze Leben nachgetragen und trägt mir's nach und sein Stinchen darf nicht mit mir reden — sagte Dietrich.

Und thut's doch? Gelt! fiel ihm lachend der hohe Herr ins Wort.

Dietrich sah unter sich wie ein Hinkeldieb.

Ist's nicht so? fragte der Graf.

Dietrich drehte seinen Hut angstvoll in der Hand herum und sagte endlich leise: So müßt Ihr nicht fragen!

Der Graf lachte laut auf. Du hast's ja damit eingestanden, rief er. Nun, ich kann mir das denken! Ist das des Schmitt's einziger Grund?

Ach, gnädigster Herr, sagte Dietrich, er ist auch ein sehr reicher Mann und ich bin blutarm. —

Das ist das alte Lied, das immer wiederkehrt, bemerkte der Graf etwas unmuthig. Wie ist denn das Mädchen?

O, gnädigster Herr, rief Dietrich, das ist eine Perle! Die thut jetzt schon hinter ihres Vaters Rücken meiner Mutter Gutes, wie eine Tochter, und ihre Mutter ist eben so gut.

Die hätte also Nichts gegen die Heirath? —

Gewiß nicht! versetzte eifrig Dietrich.

Weißt du was, sprach darauf der Graf, nimm dies Schreiben deiner Mutter zur Freude mit, aber zeig' es Niemanden und bringe mir's selber morgen früh um acht Uhr, hörst du, um acht Uhr, wieder hierher. Das Weitere wird sich finden. Da du mir aber ein Geschenk gemacht, so ist es billig, daß ich dir ein Trinkgeld gebe. Nimm das und geh' in Gottes Namen zu deiner Mutter und vergiß nicht, was ich dir gesagt habe.

Der Graf reichte Dietrich die Hand und drückte ihm ein kleines Päckchen hinein, und Dietrich ging voll Dankes und voll seliger Freude von dannen.

IV.

Wie der Dietrich heimgekommen ist, weiß Gott. Ich glaube, er wußte es selber nicht. Aber in der Mutter Stube ist er schier vor Eifer hereingefallen.

Als die Leidende sein frohes Gesicht sah, faltete sie ihre Hände und dankte Gott, denn da war kein Zweifel, daß Alles trefflich ausgefallen war.

Mutter! rief er, ich brauch' nicht zu wandern und bin Meister, hier hab' ich's vom Herrn schriftlich.

Großer Gott! rief die Mutter. So lies mir's doch vor!

Und er las, wie der Graf, da er ein Meisterstück von Dietrich Bühmann gesehen und empfangen, wie in Deutschland kein zweites jemals gemacht worden sei, nämlich zwei Hemden ohne Nath, ganz aus Einem Stücke gewoben, so finde er sich in Gnaden bewogen, ihn zum Webermeister ohne alle Kosten zu ernennen und zu seinem Hofweber, und ertheile ihm diesen Meisterbrief kostenfrei, wie er ihn kostenfrei zum Bürger in Steinhude mache und entbinde ihn ob solcher Kunst von der Wanderschaft.

Das war eine Freude, wie sie größer der armen Mutter nicht hätte zu Theil werden können; denn das Wandern ihres Sohnes lag ihr wie ein Fels auf dem Herzen. Was hätte auch aus ihr werden sollen in den drei langen Jahren?

Da wurde denn Gottes reichster Segen auf den edlen Grafen herabgefleht.

Aber Mutter, rief da plötzlich Dietrich, fast hätt' ich ja vergessen, was mir der Graf gegeben hat! Und mit diesen Worten legte er das Päckchen in der Mutter Hand, das er noch gar nicht aufgemacht hatte.



Und als sie es enthüllte, glänzten ihr fünf Schildlouisd'or entgegen. Da war das freudige Erstaunen noch größer.

Wißt Ihr, liebe Mutter, was ich mit dem vielen Gelde mache?

Was denn? fragte die Mutter.

Ich trag's zum Teichmeier und zahl's auf die Schuld ab!

Die Mutter nickte mit fröhlichem Angesicht und Dietrich eilte hin und brachte dem Ehrenmanne das Geld, der die Augen weit aufriß, aber, als er hörte, wo's herstammte, es nicht annehmen wollte, weil's ja doch eine Ehrengabe sei. Dietrich aber ruhte nicht, bis er's auf die Schuld abschrieb und quittirte, und noch leichtern, frohern Herzens eilte er zur Mutter zurück und legte die Quittung ins Wandschränklein bei die anderen.

Nun erzählte er der Mutter Alles genau, wie es sich auf der Hagenburg zugetragen, und fast Wort für Wort, und die Mutter bewegte mit seltsamen Ahnungen das Alles in ihrem Herzen.

Es war noch nicht sechs Uhr am andern Morgen, so war Dietrich schon auf dem Wege zu seinem gnädigen Landesherrn.

Da er aber am vorigen Abend keinen Menschen in Steinhude gesehen und gesprochen hatte, so wußte er gar nicht, was für eine Bewegung im Städtchen war und wie die Leute die Köpfe zusammensteckten, absonderlich die Meister der Weberzunft; denn an selbigem Abend war ein gräflicher Bedienter geritten kommen zu dem Schulz und brachte ihm ein gnädiges Schreiben vom Herrn, das besagte: Wie des andern Morgens präcis um neun Uhr alle Meister der Weberzunft in Steinhude, ohne irgend eine Ausnahme, bei schwerer Buße, auf dem Schlosse Hagenburg zu erscheinen hätten, um ihres gnädigen Herrn, des Grafen, Willensmeinung zu vernehmen.

Das wurde alsogleich allen Webern mitgetheilt und nun ging es an ein Kopfzerbrechen, was doch der gnädige Herr wollen könne; sie seien sich doch keines Unrechts oder Widerwillens oder Ungehorsams bewußt. Der Eine rieth Dies, der Andere Jenes, und Jeder meinte etwas Appartes und Besonderes, und da Jeder meinte, er wisse das Rechte und irre nicht, so stritten sie bis spät in die Nacht und kamen an kein Land. Als sie heimkamen, gaben auch die Weiber ihren Groschen dazu und es kam da eine verwunderliche Verwirrung zu Tage, fast wie beim babylonischen Thurmbau. So etwas war in Steinhude seit Menschen-

gedenken nicht vorgekommen. Daher kam es denn auch, daß Viele gar nicht schliefen vor Kopfbrechen und kaum den Tag erwarten konnten und die neunte Stunde, wo sich das Räthsel lösen müßte, dessen Gewicht alle Seelen gedrückt hatte.

Der Webermeister Zug von Steinhude nach der Hagenburg hatte für den, der gute Augen im Dienste prüfender Überlegung besaß, gar verwunderliche Erscheinungen und Zeichen, an denen man Mancherlei lernen konnte.



Da sah man Meister, welche hasteten und eilten und immer voraus waren. Die dachten, etwas zu fangen, eine fette Suppe oder derlei etwas, wie man zu sagen pflegt. Das waren die Ehrgeizigen, die da des Glaubens waren, auf dem Schlosse gebe es etwas zu verschneiden; da theile der Herr große Ehren aus — oder es waren die Habsüchtigen, die da dachten, der Herr wolle seine portugiesischen Schätze aufthun und sagen: Greifet zu! Oder die Nascher, die ein leckeres Mahl vermutheten und die Ersten sein wollten — oder die Augendiener, die dem Herrn Grafen recht ihren Gehorsam offenbaren wollten und ihre Gefügigkeit. Die eilten mächtig dem Ziele zu.



Andere gingen ruhigen, gemessenen Schrittes ihres Wegs und redeten von Wind und Wetter, Ackerbau und Viehzucht, Flachswuchs und Weberei und dergleichen. Das waren die gesetzten, rechtlichen Männer mit gutem Gewissen, die kein unedles Verlangen trieb, auch keine Neugierde. Sie lächelten über die Läufer, die so hasteten, und

sagten: Wir kommen auch noch hin und wollen's machen wie der Jekuf, der immer sagte: Nu, wart's ab Was emol am Spieß steckt, das laaft nit fort! —

Wieder Andere schlichen hintennach und machten just keine Gesichter wie die Kinder am Weihnachtsabend. Die



erwarteten sich das Schlimmste, weil sie sich irgend eines Bubenstückes bewußt waren, oder einer Lumperei, oder der Liederlichkeit, die einmal in der Woche vorkam, nämlich von Sonntag Morgen bis Samstag Abend; bei ihnen zeigte sich das böse Gewissen in seiner peinlichen Beängstigung.

Alle erreichten das Ziel und für die Hastigen war's eine arge Kränkung, daß sie warten mußten, bis die Letzten da waren.

Als es neun Uhr schlug, erschien ein fürstlicher Bedienter und geleitete sie in einen Saal, in dessen Mitte ein Tisch stand, auf dessen dunkler Decke zwei Hemden lagen.

Die Meister sahen sich theils lächelnd, theils verblüfft, theils spottend einander an; doch war nicht Zeit zu flüsternden Äußerungen ihrer Meinung gegen einander, denn der Graf trat ein. Die ehrfurchtgebietende Heldengestalt des edeln Fürsten machte einen tiefen, mannichfach verschiedenen Eindruck auf die Meister, deren Herzen in der Erwartung dessen, was da kommen sollte, aufs Heftigste pochten und schlugen. Aller Blicke ruhten auf dem Grafen. Nachdem er die Meister freundlich gegrüßt und sie sich zum Gegengruße ehrfurchtsvollst verbeugt hatten, hob der Graf also zu reden an:

Ich weiß von Lange her, daß ich im Lipper Lande tüchtige Bild= und Kunstweber habe, besonders in Steinhude; daher hab' ich Euch, die dortigen Meister in dieser Kunst, zu mir beschieden, um Euch eine Frage vorzulegen, die Ihr mir ehrlich und offen beantworten sollt. Dort liegen zwei Hemden von großer Schönheit und Feinheit, aber noch ganz besonders darum zu beachten, weil keine Nadel dran gekommen ist, sondern sie ganz und gar ein Werk des Weberstuhls sind. Sie sind mir verehrt worden, und da ich deren mehr haben möchte, so wäre es mir darum zu thun, daß Ihr Euch aussprächet, ob ihr mir solcher ein paar Dutzend weben wolltet? — Besehet Euch die Hemden nach Herzenslust und nach einer Stunde will ich wiederkehren und Euere Antwort vernehmen.

Auf diese Rede verließ der Graf den Saal und die Meister überstürzten sich fast zu dem Tische, wo das Meisterstück lag.

Der Erste, welcher Eins der beiden Hemden in die Hand nahm, war Niklas Schmitt. Mehrere seiner Freunde traten zu ihm. Die Arbeit wurde gedreht und gewendet, gemustert und bespähet — vornen, hinten, neben, unten, oben. Endlich sagte er: Himmel und Erde, das ist ein Stück Arbeit, wie ich es nicht fertig bringe. Wie der Kerl das gemacht hat, begreif' ich nicht. So gern ich Geld verdiene, da mach' ich links um! Darin stimmten nach der Prüfung Alle überein, das sei in deutschen Landen nicht gemacht worden und der Herr werde es wohl aus Flandern, England oder gar Portugal erhalten haben; aber auch darüber waren sie Eins, daß sie das Weben eines solchen Hemdes nicht könnten fertig bringen. Hierauf gab denn Jeder den Senf seiner Weisheit zum Besten, wie er glaube, daß es etwa der Weber könne gezettelt und eingeschlagen, und was er am Stuhle habe müssen verändern lassen.

Da ist denn wieder Dummes und Gescheidtes zu Markte gebracht worden, und Jeder wollte wieder Recht haben. Das gab ein Durcheinanderschreien so überlaut, wie etwa in einem polnischen Reichstag oder in einer Judenschule; ja es war selbst hier und da nahe daran, daß sie sich an den Köpfen kriegten.

Der Graf, der mit seinem Haushofmeister in einer an den Saal stoßenden Nebenstube sich befand, und Alles hörte, wollte schier platzen vor Lachen. Endlich aber, als er den Hader ernstlicher werden hörte, dachte er wohl, es möchte Zeit sein, wieder unter sie zu treten, auf daß kein Ärgerniß entstehe.

Gleich darauf öffnete der Haushofmeister die Thür und rief: Seine Erlaucht, der Herr Graf!

Das wirkte wie ein Blitz. Alle fuhren an ihre Stelle zurück und ein Todesschweigen herrschte.

Der Graf trat ein und sagte:

Ihr habt Euch nun erkundigt: saget mir also zuerst, wie gefällt Euch das Werk?

Niklas Schmitt, rede du! flüsterten die Meister.

Gnädigster Herr, sprach Niklas Schmitt, wir glauben unser Handwerk ordentlich zu verstehen und das Steinhuder Damastgewebe hat keinen übeln Ruf in der Welt; aber ein solches Kunstwerk ist uns noch nicht vorgekommen. Wir sind Alle weit herumgewandert, aber solcher Kunst sind wir nirgends begegnet, so weit uns auch die Wanderschaft herumgeführt hat. Dannenhero auch unsere Vermuthung steht, Eure hochgräfliche Gnaden möchten wohl solches aus Flandern, aus England oder gar aus dem Lande Portugal erhalten haben, da in deutschen Landen solches nicht kann gewoben worden sein.

Der Graf lächelte.

Haltet Ihr also den, der solches gewoben, für einen rechten und echten Meister? fragte der Graf, und alle Meister sprachen, wie mit Einem Munde: Ja!

Und wenn er ein junger Mensch, ein Geselle wäre, der noch gar nicht gewandert, würdet Ihr ihn von der Wanderschaft freisprechen?

Alle sagten lachend: Ja!

Ihr lachet, fuhr der gnädige Graf fort, weil Ihr das für unmöglich haltet, aber ich gebe Euch mein fürstlich Wort darauf, daß er ein Geselle ist, der noch nicht vor seinen Geburtsort hinauskam, den Ihr also zum Meister ernennet und von der Wanderschaft freisprechet. Ihr werdet es mir daher auch nicht verargen, daß ich ihn, kraft meiner landesherrlichen Befugniß, von der dreijährigen

Wanderschaft befreit, zum Meister gemacht und zu meinem Hofweber ernannt habe, und das Alles tax= und kostenfrei.

Alle standen starr da und wußten nicht, was sie sagen sollten.

So wäre er also aus Euren hochgräflichen Gnaden Landen? fragte Niklas Schmitt.

Ja, Meister Schmitt, erwiederte der Landesherr, das Lipper Land mag stolz auf solchen Meister sein.

Mein' Seel! sagte Niklas Schmitt, dazu hat's Grund und Ursache sattsam! — Vor dem hab' ich Respect! —

Und wenn nun dieser junge, kunstreiche Meister, der zugleich ein Muster eines guten Sohnes, Christen und Menschen ist, käme und sagte: Meister Niklas Schmitt, Ihr habt ein feins Töchterlein, gebt mir's zum Weib und nehmet mich als Sohn an? —

Euer Gnaden! rief Niklas Schmitt, ich sagte Ja aus vollem Herzen. Dabei lachte er herzlich.

Ihr Meister seid alle Zeugen, sprach jetzt sehr ernst der Graf. Meister Schmitt, ich werbe für ihn um Eure Tochter!

Da verging denn doch dem Niklas Schmitt das Lachen. Er wurde kreidebleich und schwieg.

Nun? fragte der Graf, was sagt Ihr, wenn ich Euch beim Worte nehme und für den jungen Meister werbe, gegen den Nichts einzuwenden ist?

Ich — will ihm meinen Segen geben! sagte sehr betroffen und verlegen der Niklas Schmitt, vorausgesetzt —

Da ist nichts mehr vorauszusetzen, sprach mit solchem Nachdruck der Graf, daß Niklas Schmitt mit Schrecken zusammenfuhr.

Der Graf winkte dem Haushofmeister, der hinter ihm stand, und dieser ging weg.

Dietrich Bühmann saß nun schon seit drei Stunden in dem Gemache, wohin man ihn gewiesen und wo man ihm Frühtrunk und Frühstück vorgesetzt, und harrte in peinlicher Ungeduld, was doch endlich aus der Geschichte werden sollte. Er saß, wie man sagt, wie auf Nadeln. Besorgnisse kamen keine in seine Seele, denn der gnädige Herr hatte ihn mit Huld überhäuft. —

Jetzt ging die Thür auf und der Haushofmeister rief ihm zu: Komm' eilig!

Dietrich nahm seinen Hut und folgte; als er aber in den Saal trat und die Meister alle aus Steinhude vor sich sah und seinen gnädigen Landesherrn, da wurde es ihm ordentlich grün und gelb vor den Augen und es schwindelte ihm schier. Der Graf nahm ihn aber freundlich bei der Hand, führte ihn vor die Meister hin und fragte ihn: Dietrich Bühmann, hast du diese beiden kunstreichen Hemden ohne fremde Beihilfe mit eigener Hand in deinem Hause in Steinhude gewoben und kannst du das vor Gott, deinem Landesherrn, und allen diesen deinen Mitmeistern betheuern?

Ja, sagte Dietrich, und es war ihm dabei, als komme plötzlich ein Muth in seine Seele, den er kaum für möglich gehalten.

Gib mir das Decretum, welches ich dir gestern verliehen, sprach der Graf, und Dietrich überreichte es mit aller Ehrfurcht.

Der Graf las es den Staunenden vor, in deren Zügen Neid, Mißgunst, Zorn und Ärger zu lesen war, und reichte es ihm wieder. Darauf nahm er Eins der kunstreichen Hemden, und sagte: Da keiner der Meister in Steinhude sich zutraut, ein ähnliches zu weben, so verehre ich dir Eins derselben zurück. Das sollst du aufheben zum Zeugniß deiner Kunst und es in deiner Familie forterben von Geschlecht zu Geschlecht, so lang ein Faden an dem andern hält, und so oft wir oder unsere Nachkommen allhier auf dem Lustschlosse Hagenburg am Steinhuder Meere verweilen, soll solches aus seinem Schrein genommen und von deinen Nachkommen vorgezeigt werden, damit sie sehen, welche Kunst in Steinhude zu dieser Zeit blühete. Dies Andere behalte ich und sende es als ein gar rares, fürstliches Stück an meinen gnädigen Herrn, den König in Portugal, auf daß Seine Majestät einsehe, wie hoch die Kunst in seines getreuen Feldmarschalls Landen gestiegen ist.

Er schwieg eine Weile, um den Eindruck zu beobachten, den seine Worte auf die Meister machten, und fuhr alsdann fort:

Damit aber ein so wackerer Stamm, wie der deine, von deinem seligen Vater her, nicht aussterbe, habe ich für dich als Freiwerber gefreit um des Meisters Niklas

Schmitt einziges Töchterlein und habe das Jawort für dich erhalten.

Niklas Schmitt war roth und weiß geworden während der Graf sprach; er wollte jetzt reden und Einwendungen machen; aber seine Nachbarn stießen ihm die Ellenbogen so kräftig in die Seite, daß er schwieg.

Der Graf hatte es bemerkt und ein Zornblitz fuhr aus seinen Augen, als er fortfuhr:

Wir wissen, daß zwischen deinem seligen Vater und dem Meister Niklas Schmitt ein Hader war, an dem dein Vater unschuldig gewesen ist. Das reuet, wie ich erwarte, den Schmitt, weil solches unchristlich und gottlos war. Gib ihm die Sohneshand und Ihr, Niklas Schmitt, reicht ihm die Vaterhand und Friede sei mit Euch und Glück und Segen mit dem jungen Paare, dessen Hochzeit ich selber ausrichten lassen werde.

Dietrich ging zu Schmitt, reichte ihm seine Hand und sagte: Ich will Euch ein gehorsamer, liebreicher Sohn sein!

Schmitt zauderte, als er aber seines Landesherrn Zornblick sah, da reichte er Dietrich seine Hand und sagte: Du sollst mir lieb und werth sein! —

Nun gastirte der Graf die Meister und fröhlichen Herzens zogen Alle am Steinhuder See hin, gen Steinhude, und wenn der alte Groll wach werden wollte, sagten seine Freunde: Du kannst stolz sein auf deinen Eidam! Und Alles wurde wieder gut.

Als sie nach Steinhude kamen, führte Schmitt den Dietrich in sein Haus.

Wie staunte die Mutter! Wie erbleichte Stinchen!

Schmitt erzählte Alles haarklein und mit wörtlicher Treue und Genauigkeit und ließ das Hemd zeigen und bewundern.

Dann sagte er: Stinchen, was sagst aber du dazu, daß der gnädige Herr Graf um dich für den Dietrich geworben hat und ich mein Jawort gegeben habe? —

Das Mädchen fiel der Mutter um den Hals, die wie eine Seligverklärte dastand, der der liebste Wunsch erfüllt ist.

Ich weiß, seit der Zaungeschichte, wie's mit Euch ist,

fuhr Schmitt fort, und da hatt' ich kein Bedenken, zumal Dietrich Meister und Hofweber ist. Und nun nahm er ihre nicht widerstrebende Hand und legte sie in die Dietrich's und dann gingen sie Alle hinüber zu der Leidenden.

Die wußte aber schon Alles, denn es waren bereits Leute bei ihr gewesen, die ihr die merkwürdige Begebenheit erzählt hatten.

Die Freude hatte sie aber so stark gemacht, daß sie in dem Bett saß, als Alle eintraten. Das war eine Freude! Die Brautleute aber saßen bei einander, blickten sich selig in die Augen; lächelten und weinten und meinten, es wäre Alles ein Traum.

Doch es war Wirklichkeit! —

Bühmann's Haus wurde in der nächsten Zeit von Nah und Fern fast gestürmt, da Jeder das kunstreiche Hemd sehen wollte, das solche Wunder bewirkt.

Der Graf hielt Wort. Er richtete die Hochzeit aus und der ehrliche Teichmeier saß dabei oben an. Der Graf schenkte auch Dietrich eine reiche Aussteuer, und mit dieser und Stinchen's Morgengabe zahlte am Tage nachher schon Dietrich die Schuld ab.

Ein glücklicheres Paar aber war in Steinhude nicht und eine bessere Schwiegertochter nicht im Lippischen Lande, als Stinchen.

Dietrich's Geschäft wuchs so an, daß er bald sechs



Gesellen nehmen mußte. Durch seinen Wohlstand wurde es ihm möglich, die liebe Mutter in das Bad Lippspringe zu bringen, wo sie so weit hergestellt wurde, daß sie ihre Enkelin, die Stinchen ihr schenkte, schaukeln und herumtragen konnte. Sie war noch lange Zeuge des Glücks ihrer Kinder, und als sie starb, war ihr letztes Wort ein Segensgebet für sie. Das Hemd aber blieb ein Heiligthum in der Familie.



Hundert Jahre sind seitdem vorüber gegangen. Von Dietrich Bühmann's Familie lebte nur im Jahr 1850, da der Spinnstubenschreiber Euch, liebe Leser, diese Geschichte niederschreibt, noch ein Enkel Johann Dietrich's Bühmann, nämlich der ehrsame Webermeister Heinrich Bretthauer zu Steinhude, und dieser bewahrt das merkwürdige Meisterstück noch heute wie ein Heiligthum auf, und zeigt es Jedem, der es sehen will. Kommt Einer von Euch dorthin, so versäumt's nicht, es zu sehen, und Euch von der vollen Wahrheit dessen zu überzeugen, was ich Euch erzählt.

Aber noch Eins! Im Jahr 1850 war in England die große Kunstausstellung in dem mächtigen Hause von Glas, das sie in der Stadt London erbaut haben, um Alles aufzustellen zur Schau, was in der ganzen Welt menschlicher Kunstfleiß erdacht und hervorgebracht hat. Da haben die Zeitungen denn auch ausposaunt als etwas

Extra's, es sei auch ein supperfeines Hemd da, ohne Naht und Nadelstich, im Ganzen gewoben.

Es hat mir, wahrhaftig! Freude gemacht, Euch zu erzählen, daß schon vor hundert Jahren ein solches Kunstwerk in Steinhude von Johann Dietrich Bühmann ist gewoben worden, und der hatte einen so künstlichen Weberstuhl nicht, wie man sie heutzutage hat. Es war mir eine ebenso große Freude, Euch zu verkündigen, wie ein hochherziger deutscher Fürst solche Kunst seines braven Unterthans belohnte, und ebenso große Freude ist es mir, dem unbekannten guten Freunde hier zu danken, der mich durch seine wahrheitsgetreue Mittheilung in den Stand setzte, diese schöne Sache Euch erzählen zu können. Der Spinnstubenschreiber ist niemals in Steinhude gewesen, und so wär' ihm die merkwürdige Thatsache und Begebenheit nicht bekannt geworden und Euch auch nicht.

Darum möchte der Spinnstubenschreiber zum Schlusse noch beifügen: Ihr lieben Leute, die Ihr aus Euerer Heimath etwas Schönes und Gutes wisset, seid so gut und theilt's dem Spinnstubenschreiber mit. Der bringt's mit Gottes Hilfe an den Mann, daß sich Viele darüber freuen, und das ist auch ein gutes Werk!



8. Ein Räthsel.

Eins im Andern, macht das Ganze
Fest und stark für den Gebrauch. —
O wie stünd' es wohl um Alle —
Stünden so die Menschen auch!

Wär's die Liebe, die verbände
Alle, die der Haß getrennt —
— Eng' und innig, fest und herzlich —
Was das Räthselwort Euch nennt!
Nicht entbehren kann's der Landmann,
Und der Fuhrmann missen nicht.
Wehe, wenn's dir zuerkenn'te,
Wohlverdienet, das Gericht!
Was des Sclaven steter Jammer —
Ist der Frauen güld'ne Zier.
Noth und Hochmuth, Sünd' und Laster
Trägt's. — Nun, Rather, nenn' es mir!



9. Der Engel mit dem Hämmerchen.



Blick' ich auf das Bild da vornen in der Spinnstube, sagte eines Abends der Schmiedjacob, so mein' ich, ich blickte in die Stube hinein, wo meine gute Großmutter, Gott hab' sie selig! uns Kindern schöne und lehrreiche Geschichten erzählte. Grade so umstanden wir sie oder saßen um sie, die Kinder der Nachbarn und ich, Sonntag Nachmittags, wenn das Kapitel aus Gottes Wort gelesen war Sie verstand das Erzählen aus dem FF und war eine

gottesfürchtige Frau vom echten, alten Schrot und Korn, in der Wolle gefärbt, und hatte immer Pulver auf der Pfanne. Das waren köstliche Stunden, und wir gaben gar gerne das Spielen und Herumschwärmen dran. Ich erinnere mich noch jetzt recht lebhaft eines solchen Sonntagnachmittags. Es war eben in der Passion, und ich, als der einzige Sohn des Hauses, hatte die Leidensgeschichte unseres lieben Herrn und Heilands aus dem Evangelium des Marcus gelesen. Daran, und besonders an Petrus und Judas, knüpfte die Großmutter, als mein Vater und meine Mutter weggegangen waren, ihre Nutzanwendungen, und sagte: Der liebe Herrgott gibt jedem Menschenkind ein Engelein ins Herz, das hat ein Hämmerchen in seiner Hand — und sitzt ganz still in dem warmen Stübchen der Brust. So lange der Mensch gut ist und Gott vor Augen hat, guckt das Engelein gar freundlich auf des Menschen Thaten und Wege, lächelt und spricht: So ist's recht! So gefällst du mir und dem lieben Gott! Und dann ist's dem Menschen gar wohl zu Muth; aber, wenn der Mensch Gottes Wege verläßt, bösen Gedanken, Lockungen und Verführungen folgt — dann fängt es an mit dem Hämmerlein im Herzen zu klopfen. Erst warnend; wenn aber dann der Mensch nicht hört und nicht folgt, immer härter und schneller, daß der Mensch keine Ruhe mehr hat, sich nicht mehr zu helfen weiß, und entweder, wie Petrus, reuevoll Buße thut, und zu Gnaden kommt, wo dann das Engelein wieder zu klopfen aufhört und wieder freundlich wird und mildiglich lächelt — oder — wie bei Judas, immer heftiger klopft, bis der Sünder verzweifelt und zur Hölle fährt. Dann fliegt das Engelein traurig in den Himmel zurück und überläßt den Menschen seiner Strafe in der äußersten Finsterniß, wo da ist Heulen und Zähneklappern. Nun fügte sie in der Regel Geschichten hinzu, die uns tief in die Seele gingen.

Dies Wort der Großmutter ist mir lebhaft in der Erinnerung geblieben und vieltausendmal ist es mir vor die Seele getreten und auch in meiner eigenen Brust hab' ich das Engelein wohl hämmern gefühlt. Da merkt' ich aber allemal, wie viel Uhr es war, dachte an Petrus, kehrte um und das Engelein hörte wieder auf, und an

dem Frieden, den ich wieder gewann, merkt' ich, daß das Engelein mit mir zufrieden war, und es geschah, wie es im Sonntagsevangelium am vierten Sonntag nach Epiphanius, Matthäus 8, 23 bis 27 heißt: „Da ward es ganz still.“ An dies Wort meiner Großmutter selig bin ich in diesen Tagen recht lebhaft wieder erinnert worden durch eine Geschichte, die sich in Tyrol im Jahr 1851 zugetragen hat, und die mir ein guter Freund aus der Stadt gestern erzählte. Sie war so: Zu Eschelkamm, einem Dorf in Bayern, wohnte vordem ein Nagelschmied, der Krepper hieß. Er hatte einen Sohn, der Seppel hieß, was so viel ist, als Joseph, der das Sprüchwort leider wieder bewährte: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm;“ denn sein Vater war Einer von denen, die es mit dem, was vor Gott recht ist, nicht genau nehmen und auf das Klopfen des Engeleins mit dem Hämmerchen in der Brust nicht hören und Acht geben. Er war in der Arbeit faul, im Biertrinken und Branntweintrinken aber der Allerfleißigste; ebenso war's im Karten und der „blaue Montag“ währte bei ihm oft bis Samstag hinaus, wenn nämlich das Geld vorhielt.

Meist war er Abends betrunken — wie ein Thier — und noch schlimmer, denn das liebe Vieh weiß, wenn es satt ist und hört auf; aber der Nagelschmied Krepper wußte das nicht und trank fort, bis er, wie ein Stück Holz, von der Bank zur Erde stürzte.

Die Erfahrung lehrt es leider tausendfach, wie solch' ein Beispiel auf die Kinder wirkt und wie auch das Sprüchwort seine Anwendung findet: „Wie die Alten sungen, so zwitscheren die Jungen.“ Was man als Kind alle Tage sieht und hört, das prägt sich gar tief und nachhaltig in die Seele, absonderlich in die eines Kindes, die noch wachsweich ist.

Hierzu kam noch, daß der alte Krepper seinen Seppel gar oft mit ins Wirthshaus nahm, wo denn vollends das Gift recht tief in seine Seele drang. Seppel sah nichts Gutes, hörte nichts Gutes, wie konnte er da gut werden? Er hat daheim alle Malefizstreiche angestellt und war in Summa, was man einen rechten Galgenstrick nennt. Den hatte sein Vater allein auf dem Gewissen

und solche Verantwortung möcht' ich nicht theilen. Eine fromme, gute Mutter hatte er leider nicht und der alten Base, die das Gnadenbrod im Haus aß und die der Alte, wenn er trunken war, oft unbarmherzig mißhandelte, folgte er nicht, weil er keinen Respect vor ihr hatte. Schon, da er noch ein Knabe war, ist er eine wahre Drangsal und Zuchtruthe für das Dorf gewesen. Das Engelein hämmerte wohl in seiner Brust, aber der Strolch hörte nicht drauf und folgte den bösen Eingebungen seines Herzens.

Der Nagelschmied zu Eschelkamm hatte noch einen ältern Bruder, der als Nagelschmiedgeselle auf die Wanderschaft gegangen und nach Kufstein gekommen war, in das Land Tyrol. Nahe bei Kufstein in einem ansehnlichen Dorfe hatte er Arbeit gefunden, und da er seinem Bruder zu Eschelkamm glich wie ein Eichhörnchen einem Igel, fleißig und rechtschaffen, gottesfürchtig und treu war, so fand seines Meisters schöne Tochter ebensoviel Gefallen an ihm, als er an ihr, und da der Vater sein gutes Geschäft gern auf einen braven Schwiegersohn übertragen mochte, so wurde eine Hochzeit und eine glückliche Ehe draus, der leider aber der beste Segen fehlte, nämlich Kinder, und das that ihnen Beiden gar herzlich leid. Als nun der brave Bruder in Tyrol hörte, wie schlecht sein Bruder zu Eschelkamm geworden, und wie der Seppel so ein rechter Höllenbrand zu werden anfange, da jammerte ihn des Knaben und er dachte dran, ihn zu retten, und sagte eines Tages zu seiner Frau: Vrenneli, ich will gen Eschelkamm nach Bayern hineinwandern, wo ich daheim bin, und meinen Pathen, den Seppel, meines Bruders Kind, herholen, wenn es dir recht ist; damit er aus meines Bruders Haus und Händen komme; denn dort geht der Bub' zu Grunde. Ich kenn' die Wirthschaft und der Teufel läßt's selten bei Einem. — Siehst du, ich hab' als Taufpath' die Pflicht, Mitvater zu sein und rechter Vater, wenn eben der rechte Nichts taugt. Ich mein', ich könnt' einen Stuhl im Himmel verdienen, wenn ich ihn aus den Klauen des alten Bierschlauchs zöge und ihn mit Gottes Gnad', Hilf' und Segen rettete! Wie meinst? —

Die Frau seufzte tief auf, und dann sagte sie: Geh' mit Gott, Seppel, und hol' ihn, und ich will ihn halten wie mein eigen Kind! —

Darauf hat der Seppel Krepper seiner Frau die Hand fröhlichst gedrückt und hat sich auf die Sohlen gemacht gen Eschelkamm in Bayern.

Als er dorthin kam, hörte er, wie es so trübselig mit seines Bruders Haushaltung stand, und wie es ganz nahe daran sei, daß es ihm drunter und drüber ging; aber er hörte auch so viel Schlimmes von dem Buben, daß es ihn schier gemahnen wollte, er gehe rechter heim ohne Kind, als mit so einem Strolchen; aber der liebe Gott rief dem Engelein in seiner Brust, und das klopfte und hämmerte so lange, bis dieser Gedanke von ihm wich und der siegte, welcher also hieß: Vielleicht ist es mit Gottes Beistand noch möglich, den Buben zurecht zu bringen, denn er ist noch jung und das Unkraut hat noch nicht so tief gewurzelt, daß es nicht noch auszuraufen wäre sammt der Wurzel. Ich will's mit Gott versuchen!

So ist er denn zu seinem Bruder gegangen, und der war froh mit ihm, aber er wurde noch froher, als er des Bruders Meinung mit dem Seppel hörte. Der Rabenvater war den Buben gerne los, damit er das, was er ihn zu ernähren und zu kleiden kostete, durchbringen könnte mit Prassen.

Es ist ganz entsetzlich, wie der Branntwein das Menschenherz ruinirt, und es noch schlimmer macht als das Thier, das nach seinem Jungen brüllt und schreit und es liebkost. Kurz und gut, der Unmensch gab das Kind ohne Thränen weg und der Krepper aus dem Tyrol nahm es mit sich in die Berge seiner Heimath; denn der Tyroler Bruder hatte es schon am dritten Tag in Eschelkamm hautsatt, — und sehnte sich, wieder daheim zu sein im stillen Frieden seines Hauses.

Auch der Bub' weinte nicht einmal viel, als sie fortgingen. Freilich darf Einen das nicht wundern. Statt der Liebesworte hörte er nur Flüche und statt des Streichelns bekam er Dachteln dutzendweis', und darüber hinaus nach der Schnur und Elle. Da ist auch kein rechtes Feld, wo die Kindesliebe wurzeln könnte und gedeihen und blühen.



Als sie nach Tyrol kamen, gefiel's dem Seppel gleich besser als daheim. Die Bas' nahm ihn auf mit rechter Lieb' und Zärtlichkeit, und es war ihr, als hab' ihr Gott ein Kind geschenkt, als sie den Buben nun hatte.

Dem Seppel gefiel schon Alles, und er hatte es so gut niemals in seinem Leben gehabt; aber Eins gefiel ihm nicht. Er mußte in die Schule gehen, denn er wußte doch noch gar Nichts, und wenn er heimkam, so war das Herumstrolchen am Ende. Der Path' meinte nämlich, man müsse sich früh an die Arbeit gewöhnen, sonst ging es nicht ein damit, und ein Bub' von seinem Alter sei zu alt zum Laufen und Spielen. Da hatte ihn der Path' gleich an den Ambos gestellt, hatte ihm ein leicht Hämmerlein gegeben und gesagt: Kannst das Eisenstänglein glühen, spitzen, in die Form schlagen, abbrechen, so und so vielmal ihm auf den Kopf schlagen und ein Schuhnagel ist fertig. Wie gesagt, das gefiel unserem Seppel nicht; aber an ein Widersetzen durfte er nicht denken, denn der Path' verstand keinen Spaß in dem Artikel, und sagte, es stehe in der Bibel,

wer nicht arbeite, der soll auch nicht essen — und das war denn doch eine bedenkliche Geschichte; und der Path' hielt sich streng' an die Bibel. Als er endlich aus der Schule war, da hieß es Morgens um fünf Uhr: Seppel, heraus! Dann dauerte die Arbeit bis Mittags eilf, und von zwölf ging's bis Abends sieben, und davon biß die Maus keinen Faden ab.

Noch ein Anderes gefiel ihm übel. Sonntags ging der Path' und die Bas', wie ordentliche Christenmenschen, in die Kirche und in die Vesper, auch wenn christliche Lehr' war, da hinein und er mußte mit, wenn auch die Sonne noch so schön schien, die Vögelein noch so lustig pfiffen, die Erdbeeren noch so herrlich dufteten und Heidel- und Preißelbeeren noch so schön Einen anlachten. An Vogelnestersuchen, Haselnußpflücken, Obststehlen war absolut nicht zu denken; denn nach der Kirche mußte er eine Schrift schreiben; ein paar Exempel rechnen und aus der Bibel oder der Chronica vorlesen. Der Path' hatte auch sonst so altväterische und altmodische Gedanken. So meinte er, ins Wirthshaus und auf die Kegelbahn gehöre kein Bub' und es tauge auch in Summa Nichts, wenn die Buben Geld in den Fingern hätten, das verführe zum Naschen und zu anderen Lumpenstreichen. Dagegen trank er mit dem Path' und der Bas' ein Glas Bier daheim oder auch einmal Sonntags eine Tasse Kaffe, wozu die Bas' bisweilen auch einen Fladen oder Kuchen zu backen pflegte.

Über solche Dinge dachte der Seppel anders, nämlich so, wie man's in Eschelkamm trieb. Da ist denn gar oft die Sehnsucht und Begierde in ihm erwacht, daß er möge Geld haben, um sich einmal des Guten nach Herzenslust bei anderen jungen Gesellen seines Alters anzuthun, und er wurde dem Path' und der Bas' recht gram, daß sie ihm den Hafer so hoch hingen und ihn so kurz, knapp und strenge hielten wie einen Klosterpater.

Solche Begierde wuchs immer mehr mit den Jahren und als er ein Jungbursche war, konnt' er sie fast nicht mehr bezwingen. Was hilft es mir, sagte er oft zu sich selbst, wenn sie mir auch Alles vermachen, wenn sie sterben, und ich muß sieben Jahre um die Rahel ihres Vermögens dienen und darben! Ich wollt', ich wär' zu Eschelkamm

bei meinem Vater, da wär' ich frei und könnte lustig mit ihm leben.

Man sieht an solchen Gedanken, daß der Apfel nicht weit vom Stamme gefallen und daß des Seppel's Herz schon ärger verdorben war, als der Path' geglaubt hatte.

Es ist ein Sprüchwort, das sagt: „Wen der Teufel zum Tanz führen will, dem besorgt er auch den Geiger."

Der Seppel war ein ganz brauchbarer Bursche geworden, kräftig, stämmig, frisch und blühend von Angesicht. Er wäre schon ein ganz hübscher Jung gewesen, wenn nicht in seinem Auge so etwas Lauerndes, Heimtückisches, so etwas von dem grausamen, blutdürstigen, lüsternen Ausdruck einer Katze gelegen hätte, die eben auf die nichts Böses ahnende Maus springen will. Eben das ließ eigentlich kein Zutrauen zu ihm aufkommen. Nur der Path' und die Bas' sahen das nicht, weil sie sich dran gewöhnt hatten, wie man überhaupt das unbeachtet läßt, was man immer sieht.

Gar oft schickte ihn nun schon der Path' nach Kuffstein, daß er eine Last fertiger Nägel zu Kaufleuten, Bauherren, Tischlern, Dachdeckern oder dergleichen trage und eine Last Nageleisen dafür zurückbringe. Geld bekam er da nicht in die Finger, weil der Path' theils mit den Leuten in Rechnung stand, theils die Kostenbeträge selbst einkassirte, wenn er einmal über Kurz oder Lang nach Kuffstein kam.

Da führte denn der Weg den Seppel an den Wirthshäusern vorüber, wo die lustigen Kuffsteiner jubilirten und ihr Bier tranken, Kart spielten, Kegel schoben und ihre Diendle, wie sie die Mädchen nennen, im Tanze schwangen, und wenn er so vor dem Fenster stand und hineinschaute, kam die Lust in seine Seele, daß er es doch auch so möge machen können und Theil nehmen an solcher Herrlichkeit, die ihm über die Maaßen lieblich, reizend und lockend dünkte; aber da war der Krahnen zugedreht. Er hatte kein Geld, und ein Gast ohne Geld ist dem Wirth gleich einer tauben Nuß oder noch schlimmer, er ist ihm ein Dorn im Auge, weil er den Platz Demjenigen versperrt, der Geld hat und verzehrt.

Je länger, je mehr wurmte ihm das, und die böse

Lust wuchs alle Tage mächtiger an, Geld zu kriegen. Der Path' gab ihm keins, das wußte er ja längst. Er war in seinen Augen ein schmutziger, schuftiger Geizhals. Das aber hatte er längst gelernt, zu verbergen, was er so in der Seele trug; auch seinen Groll und Grimm hinter



einer gar glatten, freundlichen Miene zu verstecken. So stellte er sich denn auch jetzt demüthig, bescheiden und gleichgiltig gegen die Lustbarkeiten, nach denen doch seine Seele mit aller Gluth der Begierde verlangte. Er war, um es kurz und rund herauszusagen, ein rechter Heuchler und Tuckmäuser geworden. That scheinheilig und war keinen Schuß Pulver werth.

Auf seinen Gängen nach Kuffstein war er öfters einem jungen Mädchen begegnet, die, ob sie gleich ärmlich aussah, doch ein wunderhübsches „Diendl" war, schlank und fein. Beide gefielen sich und kamen schnell zu einer Bekanntschaft, daß sie streckenweise mit einander gingen, plauderten, scherzten und sich allemal freuten, wenn sie sich wiedersahen. Gutmüthig und offenherzig sagten sie sich gegenseitig, was sie in Kuffstein thäten, und so erfuhr Seppel, daß das Mädchen allemal in den letzten Tagen des Vierteljahrs nach Kuffstein gehe, um für seinen Vater, der Schulmeister in der Nähe sei, die Besoldung zu holen, die in zwölf Gulden dreißig Kreuzer baarem Gelde bestehe.

Zwölf Gulden dreißig Kreuzer! dachte Seppel. Welch' ein Reichthum! Wie lange könntest du dich damit beim Bier erlustiren, beim Tanz die „Diendl'n" schwingen, bei Kart- und Kegelspiel gewinnen!

Laß dich nicht gelüsten! spricht des Herrn Gebot; aber der Teufel fing an zu geigen, weil er den Seppel zum Tanz führen wollte. Die zwölf Gulden dreißig Kreuzer gingen ihm gar nicht mehr aus dem Kopf. Er hatte Tag und Nacht keine Ruhe. Nimm's dem Mädel ab! raunte ihm der Versucher ins Ohr. Aber da fing das Engelein in der Brust an zu hämmern, daß es eine Art hatte, und doch dachte Seppel nie, daß er so dumm gewesen, dem Mädel zu sagen, wer er sei und woher. Das kränkte und ärgerte ihn jetzt hintennach. Kannte es ihn nicht, so — wär's anders gewesen — dachte er.

Eines Tags, und es war noch dazu an einem Tage des Herrn, schickte ihn morgens der Path' hinaus an seine Kirschbäume, ein Körblein reifer Kirschen zu brechen. Er stieg auf den Kirschbaum und konnte von da aus weit hinab- und hinaufschauen auf den Weg.

Neben den Kirschbäumen, wo sich ein Abhang ins



Thal senkte, floß ein Bächlein, über das man, wenn man des Weges kam, wegspringen mußte. Zu beiden Seiten standen mächtige Erlenbüsche und Weidengestrüpp. Als er sein Körblein kaum halb voll hatte, kamen Fiedler und Schnurrpfeifer daher, die gen Kuffstein gingen, und da knüpfte sich wieder eine lange Reihe von Wünschen dran, über die er gar nicht Herr werden konnte. Selbst das Glockengeläute, das aus der Ferne zu ihm klang, trug seine



Seele nicht himmelwärts. Als endlich sein Körblein voll war, aß er sich selber rund satt, und da die Julisonne heiß brannte, dachte er: Es ist noch Zeit zum Heimgehen. Kannst dich 'mal ein Stündlein dort in den Schatten legen und ruhen. Gedacht, gethan!

Aber wie er so dalag in der Stille des Sabbatfriedens, kam wieder das unselige Gelüsten nach Geld in ihn, und das hing mit den Musikanten zusammen, die gen Kufstein gegangen waren. Er dachte an die zwölf Gulden dreißig Kreuzer, und rief halblaut: Ha! wenn ich die hätte!

Er steht auf und geht auf die andere Seite des Bächleins, wo man hinab gen Kufstein blicken konnte. Er späht mit seinen Falkenaugen und siehe, da kommt eine schlanke Mädchengestalt des Weges von Kufstein her. Der hüpfende, leichte Gang, die Gestalt, die Kleidung sagt ihm, es ist das herzige Käthi, des Schulmeisters wunderliebliches Töchterlein, und — heute ist der letzte Tag des Juli — sie war in Kufstein und hat das Geld, die zwölf Gulden dreißig Kreuzer, geholt.

Schnell springt er über den Bach auf die andere Seite und überschaut den Weg. Keine Seele nah, noch bei — als das Mädchen.

Schlag' sie todt und das Geld ist dein und kein Hahn kräht darnach! raunt ihm der Teufel ins Ohr.

Da beginnt das Engelein im Herzen zu hämmern, daß es die Wände der Herzkammer schier zerbrechen zu wollen scheint. Es hämmert und hämmert; aber der Teufel flüstert: Thu's! Und ohne auf des Engeleins Warnung zu hören, eilt der gottlose Mensch, sein Körblein



mit Kirschen zu verbergen, sucht sich im Bach einen schweren, spitzen Stein und stellt sich grade da, wo man über den Bach muß, mit dem Rücken gegen die Erlenbüsche und harrt mit zitternder Begier, wie das blutgierige Raubthier, auf seine Beute. —

Umsonst hämmert im Herzen der Engel mit Macht; umsonst hallt das Glockengeläute des Hochamtes herüber. —

Jetzt naht das liebliche Mädchen, arglos wie das Lamm, auf welches der gierige Wolf lauert. — Es singt ein heiteres Lied und will eben den kleinen Sprung über das Bächlein thun, da holt mit seinem starken Arm der Verruchte aus und — der spitze, schwere Stein streckt das Mädchen lautlos und — todt in den Bach! —

Jetzt wirft er sich über sie, wie ein blutlechzender Tiger, schleppt sie ins Dickicht und untersucht das leichte Körblein, das sie am Arme trägt. Er hatte sich nicht getäuscht. Das gemordete Mädchen hatte die zwölf Gulden dreißig Kreuzer geholt, die das Brod für Vater, Mutter und sieben Geschwister herschaffen sollte. — Schnell steckt er das Sündengeld in seine Tasche; vertilgt jede Spur am Bache; lädt den Leichnam auf seine Schultern und trägt ihn weit hinauf am Bache, wo er ihn im dichten Laube verbirgt; dann wäscht er seine Hände und Kleider, nimmt sein Körblein mit Kirschen und geht, wie wild und heftig auch der Engel mit seinem Hämmerchen in der Brust pocht und klopft — singend und pfeifend heim, und keine Menschenseele merkt dem verstockten Heuchler und Bösewicht etwas an. Er war wie alle Tage.

Als nun das Mädchen mit dem Gelde nicht heimkam, wurde es den armen Eltern unheimlich zu Muth; aber sie dachten: Es ist Sonntag heute und die Bas' zu Kuffstein wird einen Kuchen gebacken und es nicht haben fortgehen lassen. Als es aber auch bis zum Montag Mittag nicht da war, lief der geängstete Vater nach Kuffstein, sie zu suchen. Als er aber hier hörte, sie sei gleich, nachdem sie das Geld geholt, wieder heimwärts gegangen, da fiel eine Centnerlast auf des armen Vaters Seele, denn es stand nun außer Zweifel, es sei nicht mit rechten Dingen zugegangen. Seine Verwandte von Kuffstein gingen mit ihm zur Polizei, und nun wurde nach ihr gesucht — und

richtig, in den Büschen am Bächlein fand man das erschlagene und beraubte Mädchen.

Voll Entsetzen hatten die Spinnstubengenossen der Erzählung Schmiedjacob's gehorcht. Die Frauen und Mädchen hatten vergessen, den Faden aus dem Rocken zu ziehen und Manchem unter den Männern war die Pfeife ausgegangen. Großer Gott! seufzte das Kathrinchen. Möge doch jede Menschenseele alle Tage recht innig beten: „Führe uns nicht in Versuchung!"

Ja wohl, sagte der Schmiedjacob, und wachen und beten! Ihr mög't Euch den Jammer der armen Eltern selber ausdenken! —

Alle Welt nahm Antheil an ihrem entsetzlichen Leid und an dem schrecklichen Tode des lieblichen, guten Kindes, ja, man kann sagen, es war ein wahrer Aufruhr in selbiger Gegend über die Schandthat, denn seit vieler Menschenalter Gedenken war kein solches Verbrechen hier herum verübt worden. Man sprach von nichts Anderem und auch im Hause des Seppel kam's vielfach zur Sprache. Wie mag da der Engel in der Brust des Übelthäters gehämmert haben! Aber so gut verstand der Unmensch die Heuchelei, daß ihm Niemand irgend eine Bewegung anmerkte. Sein Mordgeld verbarg er sorgfältig — denn er war klug genug, einzusehen, daß, wenn er auch nur einmal einen Kreuzer verzehre, er den Verdacht auf sich lenke. Er ging selbst Sonntag Mittags in die Kirche und ging Montags singend und pfeifend, wie alle Tage, an seinen Ambos und schmiedete Nägel im Takte seiner Lieder und Tänze.

Das Amt in Kuffstein spürte nach, wie es nur irgend möglich war. Die ehrlichen Musikanten, als die Einzigen, die man in Kuffstein des Weges hatte kommen sehen, wurden verhaftet und endlich wieder losgelassen, als Nichts auf sie konnte gebracht werden; aber das Gerüchte bezeichnete sie dennoch als die Mörder, und sie nahmen den schrecklichen Ruf, als sie in späteren Jahren starben, mit hinüber vor Den, der allein ihre Unschuld an diesem Verbrechen kannte.

Endlich wuchs Gras über die Geschichte.

Seppel frohlockte, daß auch kein Mensch ihn gesehen und auch nicht der Schatten eines Verdachts auf ihm

haftete. An Den, der ins Verborg'ne schaut und Alles weiß, zu Dem das Blut des gemordeten Mädchens um Rache schrie — dachte er nicht; aber wenn er nach Kuff-stein ging und an die Stelle kam, dann hämmerte der Engel in seiner Brust, daß er es schier nicht ertragen konnte, und er lief, wenn auch drei viertel Centner Nägel oder Nageleisen auf seinen Schultern lag, was er laufen konnte, um der Qual zu entgehen, die ihn hier erfaßte.

Gleich nach der That wurde er von der Naglerzunft als Gesell aufgedungen und freigesprochen. Er verdiente nun Geld und allmählich griff er auch sein Mordgeld an und kehrte nun die verborgen gehaltene, inwendige Seite heraus; er trieb's jetzt, so weit das Geld reichte, wie sein Vater zu Eschelkamm, der seitdem all' sein bischen Habe durchgebracht und elendiglich umgekommen war. Der ehrliche Path' warnte, bat, zankte — aber der Seppel kehrte sich nicht dran, betrank sich, kartete, machte blau und am Ende sagte er zu seiner Frau: Weißt du was, Vrenneli, wir haben uns eine Schlange im Busen großgezogen. Wenn's noch währt, bis wir alt und schwach werden, so hackt uns der liederliche Gesell das Mus auf dem Kopfe. Besser früh gebrochen, als spät geweint! Wie meinst'? Die Frau dachte ebenso; denn an eine Besserung war nicht zu denken, da keine Warnung, kein Drohen, keine Vermahnung noch Bitte verfangen wollte, er es vielmehr täglich ärger trieb und dazu noch grob und unhöflich gegen seine Pflegeltern war und sie verspottete und verhöhnte.

So kam's denn, daß ihm der Path' eines schönen Morgens sagte: Seppel, mit uns Beiden ist's aus und am Ende. Hier hast du deinen Wochenlohn; schnall' dein Felleisen und zieh' hin, wohin du willst, komm' mir aber dein Lebtag nicht mehr unter die Augen!

Seppel räsonnirte — aber er wußte, daß mit seinem Pathen nicht zu spassen war; überdies hämmerte der Engel in der Brust alle Tage mehr und wilder, und manchmal mußte er im Rausche Hilfe suchen. Er fühlte, daß er's hier, wo er den Weg über das Bächlein nicht vermeiden konnte, nicht mehr lang aushalten könne; drum machte er's kurz und zog trotzig und unholdig ab.

Auf der Wanderschaft trieb er's, wie bei dem Pathen. Daher kam es denn auch, daß ihm die Meister, bei denen

er Arbeit gefunden, gar bald den Laufzettel gaben. Dazu kam, daß er eigentlich auch nirgends Ruhe hatte, denn der Engel in der Brust hämmerte alle Tage mehr. Durch Trinken und liederliches Leben suchte er sich zwar zu betäuben, aber nachher war's um so ärger, und in seinen Träumen sah er immer das Bild des gemordeten Mädchens. Noth und Jammer heftete sich an seinen Fuß und der Fluch Gottes lastete auf ihm. Mehrmals hatte er sich als Meister gesetzt; allein das Unglück verließ ihn nicht. Er sank in Armuth und Elend und mußte wieder wandern. So hatte er's gebracht bis zu seinem vierzigsten Jahre, da aber kam's gar wunderlich. —

Ich habe, unterbrach der Schmiedjacob den Gang der Erzählung, in meinem langen Leben mehrmals erfahren, daß die strafende Hand göttlicher Gerechtigkeit den Verbrecher aus weiter Ferne wieder an den Ort des Verbrechens führte, damit ihn dort die wohlverdiente Strafe treffe. Dazu bedient sich der Herr eben des Engels mit dem Hämmerchen im Herzen des Sünders.

Grade so war es auch bei dem Seppel Krepper der Fall.

Es war in den letzten Tagen des Monats Januar, des Jahres der Gnade 1851, als, wie die Zeitung von Insbruck in Tyrol meldet, ein zerlumpter, widerlich aussehender Mensch in den Straßen der genannten Stadt bettelnd umherzog. Die Polizei von Insbruck, die etwas besser zu sein scheint, als die hier herum, griff den Bettler auf, der etwa vierzig Jahre alt war und sich Joseph Krepper aus Eschelkamm in Bayern nannte, und setzte ihn, da es Abend war und man ihn heute nicht mehr auf dem Schub weiter bringen konnte, in Numero Sicher.

Ihr seht schon, sagte Schmiedjacob, daß es Niemand anders war, als unser Nagelschmied Seppel, der so tief herabgesunken war in den besten Jahren seiner Manneskraft, daß er bettelte, und verstand doch ein ehrlich und schön Handwerk; aber ihm fehlte der goldene Boden der Rechtschaffenheit, der Gottesfurcht und des guten Gewissens.

In dieser Nacht, in den dunkeln Kerkermauern, fing der Engel in seinem Herzen noch einmal an zu hämmern und hämmerte so nachdrücklich, daß der Seppel schier verzweifelte. Es war die schrecklichste Nacht seines Lebens. So nahe dem Schauplatz seines Verbrechens, fiel dieses



mit dem ganzen Gewichte seiner Schuld auf seine Seele. Er sah das gemordete Mädchen vor sich stehen mit dem zerschmetterten Kopf und drohend die Hand gegen ihn erheben. Was er auch versuchte, das schreckliche Bild los zu werden — es wich nicht. Er zitterte am ganzen Leibe. Seine Haare sträubten sich und kalter Schweiß bedeckte seinen Leib und der Engel hämmerte immer mehr und immer gewaltiger.

So kam endlich der Morgen und der Bettelvogt trat zu ihm ein, um ihn weiter nach seiner Heimath zu fördern. Der Seppel aber machte keine Miene ihm zu folgen; vielmehr rief er heftig aus: Erbarmt Euch meiner und laßt mich hier. Schließt die Pforte wieder und ruft mir den Landrichter, daß ich ihm ein Verbrechen bekenne und meiner Qual loswerde!

Bist du verrückt? rief der Bettelvogt; aber als er in das zerstörte Gesicht sah, wurde es ihm unheimlich.

Flehentlich bat da der Seppel, daß er ihm den Landrichter rufe. Er müsse ihm ein schweres Verbrechen bekennen, das ihm keine Ruhe mehr lasse.

Da schüttelt der Bettelvogt den Kopf und geht und

bald darauf tritt der Landrichter und sein Schreiber ein, und nun bekennt Seppel Alles genau, was er an dem schuldlosen Mädchen vor Jahren verübt.

Als Alles zu Protokoll genommen war, läßt ihn der Landrichter in ein schwereres Gefängniß bringen und Handschellen anlegen — und — daß ich es kurz mache — er empfängt durch den Nachrichter seines Verbrechens verdienten Lohn.

Schmiedjacob schwieg. Eine Todtenstille herrschte in der Stube und alle Räder standen still.

Seht, wie wahr hat meine Großmutter geredet, fuhr nach kurzem Schweigen der Alte fort. Wir Alle haben den Engel mit dem Hämmerchen in unserem Herzen. Wohl Dem, der auf sein warnendes Klopfen merkt und nicht willigt in die Sünde und nicht thut wider Gottes Gebot! Der Engel mit dem Hämmerchen aber, den uns Gott in das Herz gab, ist — das Gewissen — und so meinte es meine selige Großmutter.

Gute Nacht! sagte der Schmiedjacob, und ging, und stille gingen Alle, grüßend, heim.

---

10. Auch in dem Schwachen ist der Herr mächtig.



Der tiefe Eindruck, den die Erzählung Schmiedjacob's vom vorigen Abend hervorgebracht hatte, war noch sichtbar, als am drauf folgenden die Freunde wieder zusammenkamen.

Ich sehe wohl, sagte der Alte, das, was ich Euch gestern erzählte, liegt Euch noch schwer auf der Seele, und das ist gut so; aber ich möchte Euch heute wieder Etwas erzählen, das eine freundlichere Seite des Menschenherzens uns besehen läßt.

Als ich vor vierzehn Tagen in Mainz war, wo Österreicher in Garnison liegen, kam ich im „Rössel," wo ich meinen grausamen Durst durch ein gut Glas Bier stillte, mit einem Böhmen zusammen, den ich schon oftmals dort traf, und der eine gute Seele ist. Man spricht da so Dies und Das, fragt und antwortet, wie es sich so macht, und da er weiß, daß ich Euch manchmal in der Spinnstube erzähle, so fragt er mich: Nun, Schmiedjacob, wie geht's in der Spinnstube? So, so, la, la, sag ich drauf.

Hört 'mal, spricht er da, ich will Euch da eine Zeitung geben, den „Österreichischen Soldatenfreund," Nro. 144 von Anno 1850, da steht eine Geschichte drin, die mich an das „Mädchen von Sasbach" gemahnt hat, von dem Ihr einmal erzähltet. Leset's und erzählt's Eueren Freunden. Ich bedankte mich fein, nahm das Blatt, steckte es in die Tasche und las es. Nun paßt 'mal auf, ich will Euch die Geschichte erzählen, die ich in dem Blatte las und danke hier nochmals dem guten Freund aus Böhmen, der mir's mitgetheilt hat! —

Am 23. November 1850 ist es gewesen, als ein hundert fünf und fünfzig Pferde, begleitet von zwei und siebzig Leuten, unter Führung des Lieutenants Carl Preyß von Linz, nach Wien gehen sollten. Sie gehörten zu dem Packwesen des Infanterieregiments Wohlgemuth, Nro. 14. Auf der Landstraße sollten sie aber den Weg nicht machen, sondern auf der Donau, und die Donau ist ein wildes, stark strömendes Gewässer, das im Jahr gar manch' Menschenleben in seinem Schooße begräbt. Sie fließt weit strenger als der Rhein, und im November hat sie vollends ihre Mucken, weil ihr Wasserstand dann hoch ist und Stürme nicht selten sind. Die Schifffahrt hat auf ihr auch ihre besonderen Schwierigkeiten, wie Ihr gleich sehen werdet.

In der Stadt Linz ist viel Verkehr und die Schifffahrt gen Wien geht wacker und manchmal so stark, daß man warten muß bis die Reihe an Einen kommt. Als die Leute und die Pferde ankamen, waren wohl zwei Schiffe da, sie aufzunehmen, aber es blieb ein Rest übrig von vier und zwanzig Leuten mit neun und vierzig Pferden, und da kein Schiff mehr da war, so mußten sie mit einem

Floß vorlieb nehmen, und dies konnte nicht einmal mit den Anderen abfahren, da Schiffe davor lagen, die erst mußten abfahren.

Der Lieutenant Preyß blieb natürlich, wie es seine Pflicht war, bei den Letzten, und wenn es ihm auch sehr unangenehm war, nicht zugleich anzukommen mit ihnen, da es mit dem Einholen auf dem Wasser bekanntlich nichts ist, so mußte er sich eben drin fügen. Endlich fuhren sie ab, beteten, wie der Schiffenden und aller Christenmenschen heilige Pflicht ist, und befahlen ihre Seele Gott. Die hatten's absonderlich nöthig, denn ihnen stand Schweres bevor.

Anfänglich ging die Fahrt gut; aber mit so einem Floß (Floots sagen sie am Rhein in ihrer Mundart) ist's etwas ganz Anderes, als wie mit einem oder in einem Schiffe. Sie sind lang, breit und unbehilflich, und es darf Keiner darauf fahren, der Nässe nicht vertragen kann und etwa von nassen Füßen Schnupfen und Zähnepein kriegt, weil das Ding manchmal ordentlich vom Wasser überdeckt und überfluthet wird. Überdies darf der Steuermann keine Possen treiben, sondern muß aufpassen und das Fahrwasser wohl kennen und einhalten, sonst gibt's Geschichten! —

Bis in die Nähe von Grein kamen sie ohne Gefahr. Sie waren fröhlich und wohlgemuth und manch' frohes Lied hallte von den Uferbergen wieder, und auf dem Wasser klingt's gar schön; dabei gehen die Ruderschläge im Takte des Lieds und man rudert noch einmal so leicht; das merkten die Soldaten gleich, weil sie selber rudern mußten.

Nun muß ich Euch noch sagen, daß mitten auf dem Floß eine Art Verschlag war oder Verdeck. Unter diesem leichten Bretterbau standen die Pferde, oben drauf aber lag das Futter für die Thiere, Packwerk und Lebensmittel für die Menschen. Diese selbst lagen oder saßen darauf, je nachdem sie vom Rudern abgelöst wurden, und an den Seiten dieses niedern Verdeckes waren die beiden Riemen oder Ruder angebracht, welche das Floß fortschoben und ihm die Richtung gaben, welche der Steuermann angab. Um aber den Rudern die rechte Kraft der Fortschiebung

zu geben, mußten die Ruderer hin- und hergehen oder laufen, je nachdem es langsamer oder schneller nöthig war. Hierdurch theilweise, und theilweise durch die schwere Last, welche auf dem leichten Bauwerk lag, geschah es, daß urplötzlich das ganze Dach des Verdeckes mit Menschen, Gepäck und Fütterung zusammenbrach und Alles bunt durcheinander auf die Pferde fiel.

Das war ein Schrecken! Allein es war ein noch größeres Übel. Zwar hatte Gottes Gnade wunderbar gewaltet, daß kein Menschenleben verloren ging, ja nicht einmal Einer irgend welchen Schaden nahm, auch kein Pferd Noth litt. Darüber waren sie hoch erfreut und dankten Gott, ihrem Herrn; aber daß nun ihre Riemen und Ruder fort waren und sie nicht mehr rudern konnten; daß das Fahrzeug willenlos der Strömung hingegeben war; daß sie nun ohne Zweifel in die größte Bedrängniß gerathen könnten, das fiel ihnen um so schwerer auf die Herzen, als sie sich grade jetzt den gefährlichsten Stellen des Stromes näherten. Zu helfen war nicht mehr, denn sie hatten auch keine Werkzeuge dazu, wenn sie auch gewollt hätten. Da blieb in der Herzensangst nichts übrig, als Den anzurufen, Der gesagt hat: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen," und das thaten sie auch aus Herzensgrunde.

Bedenkt's Einer, daß ein Floß, das ohne Leitung ist, statt der Länge nach mit den Wellen zu schwimmen, leicht in die Quere geräth und dann, wenn Inseln und Felsen oder Untiefen im Wasserwege sind, kaum dem Untergange zu entgehen im Stande ist, so begreift sich's leicht, daß die armen Leute bebten und zitterten, zumal sie sich nicht weit von einer sehr gefährlichen Stelle, dem sogenannten „Donauschwall" befanden, wo fast alle Jahre, bei aller Vorsicht und Hilfsmitteln, Unglücksfälle sich ereignen. Und wenn sie, was ein Wunder Gottes gewesen wäre, hier glücklich durchgekommen wären, so stand ihnen weiter unten in dem mit Recht gefürchteten „Donaustrudel" eine noch weit größere Gefahr bevor, der sie mit dem ruderlosen Floß gar nicht entgehen konnten.

Das war wahrlich kein Scherz. Da pochten die Herzen; da rangen sie die Hände; da riefen sie sich heißer

nach Hilfe. Da stiegen die Gebete um Rettung aus solcher Todesnoth heißer, als je, zum Herrn empor. Kam keine wunderbare Rettung, so waren sie sammt und sonders, menschlichem Ansehen nach, verloren. Sie machten sich auf ihren nahen Tod gefaßt. Manche weinten laut; Andere saßen in dumpfer Stille da; noch Andere lagen auf ihren Knieen und beteten. Auch die Leichtsinnigsten gingen in sich. An den Ufern war kein Mensch zu sehen, der ihr Hilferufen hätte vernehmen können — als — dort ein kleines Mädchen und ein Knabe, und in weiter Entfernung ein Mann, wie es schien.

Das Mädchen hieß Katharina Steller und war kaum den Kinderschuhen entwachsen. Sie war eine arme Waise, die von einem ebenfalls armen Familienvater, Namens Buchberger, erzogen wurde, dessen Sohn, ein Knabe, jetzt bei dem Mädchen am Ufer war, wo sie Vieh hüteten. Sie waren aus Grein. Kaum erblickte das Mädchen das ruderlose Floß und hörte den Hilferuf der Unglücklichen, als sie die Gefahr erkannte und zu dem Knaben sagte: Da müssen wir helfen! Sie winkte schnell dem fernen Manne, der eiligst herbeilief und nun auch die Noth der Schiffenden erkannte.

Gott wird uns helfen, sagte Katharina Steller, sprang in den am Ufer liegenden Kahn, löste ihn los und hob den Knaben hinein. Jetzt kam auch der Mann. Dieser sprang rasch ans Steuer; Katharina und der Knabe ergriffen die Riemen, steckten sie in die Dollen und pfeilschnell schoß der Kahn in den reißenden Strom.

Was werden Die uns helfen? Mochten die Angsterfüllten auf dem Floße denken; aber Gott ist auch in den Schwachen mächtig!

Immer reißender wurde der Strom jetzt; immer näher kam der gefürchtete Donauschwall; aber immer gewaltiger wurden die Anstrengungen der Schiffenden, dem Floß sich zu nähern.

Halt aus! halt aus! rief Katharina Steller dem Knaben zu, sonst erreichen wir sie nicht und müssen sehen, wie alle die vielen Leute untergehen!

Man meinte, sie müßten erlahmen, die beiden Kinder, die rudern wie kräftige Männer. Ihre Riemen griffen

mächtig ein. Jetzt waren sie an der gefährlichen Stelle des Flusses — Gott, hilf ihnen! — — Er half! sie fuhren glücklich hindurch und jetzt nahte der Kahn der Seite des Floßes. Sie warfen vom Floß ein langes Seil aus, das der Knabe in den Kahn zog; aber jetzt galt's wieder eine ungeheuere Anstrengung, sie mußten nämlich so schnell als möglich das Ufer zu erreichen suchen, um das Seil anzuziehen. Auch das gelang nach ungeheuerem Aufbieten von Kraft. Jetzt landeten sie. Das Mädchen sprang zuerst ans Ufer und zog das Seil an; der Knabe und der Mann folgten und aus Leibeskräften zogen sie — und es gelang, das Floß an das rettende Ufer zu ziehen. Sie waren Alle gerettet!

Heiliger Gott! Wer in Todesnähe war und Gottes rettende Huld erfuhr, der allein kann es nachfühlen, wie es den Geretteten zu Muthe war. Wie haben sie den Herrn gepriesen! Wie haben sie den Rettern gedankt!

Das Mädchen wurde von dem Lieutenant nach Kräften beschenkt, denn es hatte am Meisten dabei gethan. Sie war unendlich glücklich, daß ihr so ein Rettungswerk gelungen war, und dankte Gott nicht weniger, als die Geretteten.

Bedenkt man, daß das Kind dem Kaiser einen Werth von fünfzehn tausend Gulden rettete, von den unbezahlbaren Menschenleben ganz abgesehen, so möcht' ich glauben, daß der auch des Kindes gedachte, wie der edle Großherzog von Baden des Mädchens von Sasbach, und ich wollte, es theilte Einer von Grein dem Spinnstubenschreiber mit, was da geschehen ist für das Kind. Dann erführen wir's auch, sagte der Schmiedjacob, und ich könnte mich mit Euch für das arme Waisenkind freuen. Ich aber sage, wenn ich das Kind sähe, ich wollt's an mein Herz drücken und meine Hand auf sein Haupt legen und sagen: Wohl dir! Gott hat dich früh erwählet zu einem Werkzeuge seiner Liebe und Treue. Er hat dich gesegnet, und wen er segnet, der ist recht gesegnet! Amen.

11. Altes Gold.



Nächst den Sprüchwörtern stehen die sprüchwörtlichen Redensarten, und in denen liegt so viel altes, echtes Gold, wie in den Sprüchwörtern selbst. Da fällt mir so eine ein, die ich am Rhein und da herum gar oft gehört habe. Sie lautete so:

„Ach, wie schmeckt das Wasser so gut, — hätt' ich mein Mühlchen noch," sagte der Müller!



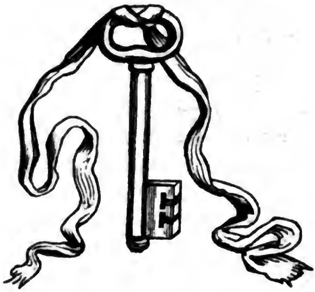
Da liegt Etwas drin; denn der Müller, dem man's so in den Mund legt, konnte auch sagen: „All' mein Silber und all' mein Gold ist mir durch die Gurgel gerollt, und das Mühlchen dazu,“ und, als er statt des Weins und Branntweins, in dem Hab' und Gut und Mühlchen ertrunken waren, Wasser trank, um seinen Durst zu löschen, sagt' er: „Ach, wie schmeckt's Wasser so gut! Hätt' ich jetzt mein Mühlchen noch einmal,“ ich wüßt', was ich thäte! Aber die Reue ist meist wie der hinkende Bote, sie kommt, wie der, zu spät. Wenn sie's auch nicht sagen, wie hier in der Redensart, die Saufause, die im Alter darben und betteln und Wasser trinken und gerne trocken Brod äßen, wenn sie's hätten; wenn sie's auch nicht aussprechen,



sag' ich, wie mag's im Herzen so oft klingen: „Wie schmeckt das Wasser so gut, hätt' ich mein Mühlchen noch“ — oder meine Äcker, mein Haus — meinen frühern Wohlstand! Und wenn sie auf das Häuflein bettelnder Kinder blicken und denken, wie hätt' ich die versorgen können! Und wenn sie hinaufzublicken wagen, wo Der wohnt und thront, der sie ihnen anvertraut — Hu! mich schuckert bei dem Gedanken! Wie mag's da in der Tiefe der Seele aussehen? Aber das bleibt nicht aus, niemals! Die Reue kommt mit ihrer Qual. Bedenk's, du Leichtsinniger, du Tagedieb und Kartenspieler, du Säufer und Verschwender, bedenk's! Geh' in dich, da es noch Zeit ist, und zähme dein Gelüsten! Kommt die Folge deines Thuns, Armuth und Elend, über dich — dann wehe dir! Auch der Wassertropfen, der deinen Durst löscht, wird zur bittern Galle und deine Schuld drückt dich zu Boden! Und das ist die rechte Ernte deiner Aussaat. „Junger Spieler, alter Bettler; junge Verschwendung — alte Noth“ — sagt das Sprüchwort. Das folgt, wie zweimal zwei Vier

ist. Aber, ob's gleich in Tausenden von Beispielen vor Augen steht — sagt mir — warum hilft's nicht? Warum warnt's nicht? Warum hält's nicht zurück? — Ei, wem der Teufel zum Tanze helfen will, dem sendet er den Geiger umsonst! Sie meinen Alle: Mir geht's nicht so! Sie sind eben blind. Der Geiger spielt auf! sie tanzen und die Hölle lacht über ihren Sieg. „Wer Ohren hat, zu hören, der höre!"





12. Ein Räthsel.

So schläfst du nun, du Mutter aller Mütter,
Liegst da, erstarrt, mit bleichem Angesicht! —
Es kommen schon die Schwestern und die Brüder
Im dunkeln Kleid, und in den Blicken liegt
Viel Kummer, Schmerz und bange Nahrungssorgen;
Die Mutter todt! Wie sorgst du, Vater, nun
Für deine Kinder? Sind sie All' geborgen?
Sprichst wohl: O laßt die Gute endlich ruh'n!
Mit mütterlicher Liebe bis zum Sterben
Hat sie gesorgt für Kleider und für Brod.
Drum werden meine Kinder nicht verderben.
Ich sorg' für sie, ist auch die Mutter todt. —
So spricht der gute Vater zu den Seinen,
Und breitet dann ein weißes Leichentuch
Sanft auf die Mutter hin. O laßt das Weinen,
Ihr Name steht in einem großen Buch,
Und wenn dereinst am Auferstehungstage
Am Himmel glänzt ein Frühlingsmorgenroth,
Dann freuet Euch, und jede bange Klage
Verstumm' — die Mutter lebt, — ist nicht mehr todt!
So nenne mir den liebevollen Vater,
Die Mutter auch, und auch der Kinder Schaar;
Der Mutter Tod, und was alsdann, du Rather,
Das blanke Leichentuch der Mutter war!

Den Auferstehungsmorgen darfst du nicht vergessen,
Willst du des Räthsels Inhalt ganz ermessen!

G. L. K. *)

13. Unrecht Gut gedeihet nicht.

„Das ist auch Eins von den Sprüchwörtern, die hundertmal gehört werden; auf die eine reiche Erfahrung des Lebens hinweist, und die doch die Seelen nicht bessern, die von Habgier erfüllt, die Wege der Ungerechtigkeit nicht verschmähen, ihr gottloses Gelüsten zu befriedigen. Leider! Aber immer wieder muß man sie in die Ohren der Leute rufen; immer muß man ihnen die Thatsachen des Lebens vor die Augen der Seele hinstellen, vielleicht daß doch hier und da ein Funke zündet.“ So sprach ein ehrwürdiger Greis zu mir vor vielen Jahren. Er war reich an Lebenserfahrungen und ich verdanke ihm Viel. Die Geschichte aber, die er an diese Worte anknüpfte, hat sich tief in meine Seele geprägt, so daß ich sie jetzt meinen lieben Lesern wiedererzählen kann, obgleich dreimal zehn Jahre seitdem zerronnen sind im Strome der Zeit, und der Hügel tief eingesunken ist, der sich über den Gebeinen des Ehrenmannes wölbte.

Hast du den alten Burrmeyer noch gekannt, der als siebzigjähriger Greis betteln ging und dann eines plötzlichen Todes starb? fragte er mich damals.

Ich konnte die Frage mit gutem Gewissen bejahen, denn ich hatte den Greis mit dem tiefgefurchten Gesichte, dem gebeugten Nacken, den schneeweißen Haaren wohl noch als Knabe gekannt und ihm mitleidig manche Gabe an meiner Eltern Thüre gereicht. Ich wußte auch, daß er in der Stadt nicht viele theilnehmende Herzen hatte. Weißt du, fuhr der Greis fort, warum der immer so unter sich sah? — Er hatte sein gutes Gewissen verloren, das er suchte und nicht wieder finden konnte. Ich will dir seine Lebensgeschichte erzählen.

*) Das Räthsel hat mir ein guter Freund geschickt mit der Bitte, es hier den Spinnstubenfreunden zum Rathen zu geben. Ich thu's gerne.



Burrmeyer hatte bessere Tage gesehen. Er war der Sohn wohlhabender Eltern, aber allezeit so ein Tuckmäuser und Schleicher. Im zweiten Stocke seiner elterlichen Wohnung wohnte der Rath Wolf, ein steinreicher aber wunderlicher Kautz. Verheirathet war er nie gewesen, führte auch eigentlich keine eigene Haushaltung, sondern ließ sich, weil er sehr sparsam war, das Essen aus einer Garküche kommen für sich und Lorenz, seiner verstorbenen Schwester Sohn, den er geerbt hatte und erzog, und der hier in die lateinische Schule ging.

Der Lorenz war ungefähr zehn Jahre jünger als des Hausmannes Sohn, der Burrmeyer. Goldene Tage hatte der arme Schelm schon vornherein bei dem griesgramigen Oheim nicht, denn er war ein muthwilliger und etwas leichtsinniger Bursche, der's eben mit Nichts genau nahm, am Wenigsten aber unstreitig mit dem

Lernen. Daß aber sein Oheim oft fuchswild über ihn war, das kam auf die Rechnung des Schleichers Burrmeyer, der dem alten Manne jeden Bubenstreich seines Neffen hinterbrachte und nicht versäumte, ihn noch ordentlich zu versalzen. Das war ihm eine besondere Lust, denn er konnte Lorenz einmal nicht leiden und mochte schon damals seine Segel ausspannen nach einem Ziele, das in seinem schwarzen Herzen fest geworden war, denn er schmeichelte dem alten Manne, wo und wie er konnte und machte sich ihm durch seine Gefälligkeiten unentbehrlich. Lorenz ging später auf das Gymnasium. Da wurde er wohl fleißiger, aber seine Zeugnisse hatten allemal einen Haken und ganz sauber war keins.

Der Rath Wolf hielt ihn kurz und hing ihm den Brodkorb hoch. Lorenz drückte sich durch und kam endlich auf die Universität, um als Arzt zu studiren. Gott hatte ihm ein reiches Maaß von Gaben bescheert und ein gutes Herz; aber leichtsinnig war er und kam mit dem Gelde, das ihm sein Oheim aussetzte, nur drei Viertel aus und oft noch weniger. Nun, er war ja des Rath Wolf's alleiniger Erbe, und der war sehr reich. Da machte sich Lorenz nicht viel Kummer. Er borgte und lieh. Man weiß leider, wie es auf den Universitäten immer Leute gibt, die offene Säckel für solche reiche Windlipse haben, die von Daheim her kurz im Zügel gehalten werden.

Das hätte der Oheim nicht erfahren, wenn nicht der Schleicher, der Burrmeyer, sich ein Geschäftchen draus gemacht hätte, das Alles genau auszukundschaften, und dem Oheim brühwarm zu hinterbringen. Ja, er log dazu und erzählte, wie Lorenz Nichts lerne; wie er den ganzen Tag gassadengehe, herumflankire und bummle; wie er nur nach hübschen Mädchen ausschaue, spazierenfahre, karte, tanze, kegele — kurz und gut, wie er ein rechter Tagedieb sei. Er hetzte den alten Mann in einen wüthenden Koller gegen Lorenz, und der schrieb ihm einen Brief, den er nicht an den Spiegel steckte, der ihn aber auch in heftigen Zorn brachte, weil das Alles ein Lügengewebe war. Nun sind so junge Hitzköpfe gleich oben draus und meinen, das Gutewortegeben sei ihre Sache nicht. Hätte Lorenz seinem Oheim ruhig die Lügen Burrmeyer's aufgedeckt, so wäre

das Feuer nicht geschürt worden. Anfänglich wollte er schreiben, aber, als er kälter und ruhiger geworden war, fand er's besser, gar keine Antwort zu geben, und damit arbeitete er dem Schleicher wieder recht in die Hände.

Seht Ihr's, verehrter Herr Rath, sagte er zu dem Rathe Wolf, das Gewissen schlägt ihn! Der ungezogene, undankbare Mensch, er gibt Euch nicht einmal eine Antwort!

Zu Lorenz Unglück war nun unter seinen Gläubigern ein Jude. Der treibt, drängt und keilt den Lorenz auf die Bezahlung seiner Forderung. Da nun der arme Schelm nicht bezahlen kann, geht er zu seinem Oheim, da der Wohnort des Raths Wolf nicht eben weit wegliegt. Der alte Mann geräth in eine wahre Raserei; bezahlt aber doch das Geld, um einer Klage zuvorzukommen.

Da schleicht der Burrmeyer herzu und jagt den alten Rath vollends aus der eigenen Haut heraus, schimpft auf den Lorenz, und sagt dann, als er's eben da hat, wohin er's haben wollte: Wißt Ihr, was ich thäte, verehrter Herr Rath? Ich enterbte den Tagedieb, den Verschwender und Bruder Liederlich, aus dem doch mein Lebtag kein Doctor wird. Lasset ihn laufen und zappeln. Das ist das beste Heilmittel für solche Racker! Es gibt dankbare Seelen, bei denen Euer ehrlich erworbenes Gut besser aufgehoben ist.

Hol' mir den Notar! schäumt vor Zorn der Rath, und der Schleicher denkt, frische Eier, gute Eier! Eilt selbst hin und holt den Notar.

In dem Zorne, worin der alte Rath war, ließ er auch kein Zureden gelten. Er machte ein Testament, wodurch er den Lorenz enterbt und den Burrmeyer, der ihm alle Dienste bisher in dieser Hoffnung geleistet hatte, zum Alleinerben einsetzt.

Die Aufregung war aber zu heftig gewesen. In der Nacht rührte der Schlag den Rath und er blieb auf der Stelle todt.

Lorenz kam und trauerte herzlich um den alten Mann, den er geliebt hatte, trotz seiner schroffen Ecken. Er ahnete nichts von Dem, was geschehen war, und Burrmeyer erwies ihm die größte Zuvorkommenheit.

Wie ein Donnerschlag, wie ein Blitz aus heiterm

Himmel traf Lorenz die Eröffnung des Testaments. Ein bodenloser Abgrund öffnete sich vor ihm. Was sollte er beginnen? Wer seine Schulden bezahlen? Wie sein Studium fortsetzen? Der Burrmeyer nahte sich ihm mit Beileid, wollte ihm versichern, wie er Nichts dazu gethan habe; wollte sogar den Großmüthigen spielen und Lorenz eine Gabe der Barmherzigkeit anbieten; aber da kam er an den Unrechten. Herr Burrmeyer, sagte Lorenz, bleiben Sie mir zehn Schritte vom Leibe — sonst könnt' ich mich vergessen und am Ende meine Hand an den Spitzbuben legen, der das Erbe, das mir gehörte, erschlichen hat. Glauben Sie dem Wort: Unrecht Gut gedeihet nicht; und wenn der Arm der strafenden Gerechtigkeit Gottes Sie erfaßt und Sie zu Boden drückt, so denken Sie, Sie hätten's an dem armen Lorenz verdient und an dem alten Manne, dem Ihre böse Zunge das Herz umwandte! — Er ging und Burrmeyer stand da wie ein armer Sünder vor seinem Richter.

Lorenz kehrte zur Universität zurück und ging zu seinen Gläubigern. Klar und ehrlich legte er ihnen Alles dar und bat sie um Ausstand, indem er sie ehrlich bei Heller und Pfennig bezahlen wolle, wenn sie ihn nur mit dem Allernothwendigsten für das letzte Jahr seines Studiums versorgen wollten. Einer unter ihnen war ein Ehrenmann, der Kaufmann Leuwart. Der sagte: Ich verbürge mich für ihn bei Euch Allen. Das nahmen sie



an und Lorenz dankte mit Thränen in den Augen dem Ehrenmann, und — auf seinen Knieen Dem, der ihm diese Hilfe gesendet.

Leuwart dachte, Lorenz würde nun viel Geld brauchen; aber er hatte sich geirrt. Er zog sich von allen seinen Gesellschaften zurück; studirte Tag und Nacht und gab Unterricht an Kinder vornehmer Leute, wodurch er sich seinen Unterhalt verdiente. Viele, die ihn um solcher Zurückgezogenheit und Fleißes willen achteten und lieb gewannen, boten ihm ihre Unterstützung an. Er dankte und meinte, eine enterbte Waise müsse entbehren lernen. Er gewinne dabei mehr, als er einbüße. Und das war richtig, denn er lernte den Wechsel der irdischen Dinge kennen; er lernte sich selbst beherrschen; er lernte sich Wünsche versagen, demüthig werden — und was mehr war, als Alles — er lernte seinen Gott suchen und finden. Das war ein reicher Gewinn, der alle Verluste aufhob.

Das Jahr ging unter Entbehrungen hin, aber erstarkt in nützlicher Erkenntniß, in Selbstbeherrschung, Demuth und Gottesfurcht stand Lorenz da und der Kaufmann Leuwart gab mit Freuden das Geld zum Doctorwerden. Nun setzte sich Lorenz in D......... als Arzt. Es ist, wie du weißt, eine reiche und betriebsame Stadt. Es glückte ihm die erste Kur, und nun war er ein gemachter Mann. Gott hatte ihn gesegnet, wie er es von seiner Gnade erfleht. Schon nach einem Jahr begann er tüchtig abzuzahlen, und es währte kaum fünf Jahre, so waren seine Schulden bezahlt.

Mit dem Kaufmanne Leuwart war er aber recht in Liebe und Dankbarkeit verbunden. Seine jüngste Tochter wurde seine Frau und Doctor Lorenz Weidenbaum wurde der berühmteste Arzt in D......... und der Umgegend. Als hier die Stelle eines Kreisphysikus oder Amtsarztes erledigt wurde, versetzte ihn die Regierung hierher. Er war schon ein reicher Mann damals, denn als Leuwart starb, hinterließ er ein großes, ehrlich erworbenes Vermögen, was Niemand erwartet hatte, da Leuwart sich immer still und bescheiden hielt und in den großen Ton der Kaufleute nicht einstimmte, der sie in der Regel zum Bankerott führt.

Aber, sagte ich, wie ging's denn dem Erbschleicher Burrmeyer?

Das will ich dir sagen, mein Sohn, versetzte der Greis. Mit rechter Lust wühlte er in seinen Schätzen und, wie es geht, er bekam immer neues Verlangen, sie zu vermehren. Er lieh auf Pfänder, auf Judenzinsen und machte Händel aller Art. Anfänglich schien's zu glücken; aber Einer nach dem Anderen schlug fehl. Ein Windlips von Kaufmann, dem er auf ungeheuere Zinsen ein schweres Kapital geliehen, machte Bankerott und er verlor die ganze, bedeutende Summe. Das gönnte ihm Jedermann, denn der Erzwucherer war aller Welt verhaßt. Niemand mochte mit ihm umgehen, der ihn nicht nöthig hatte. Gott weiß, wie es mit dem schlechten, fluchbelasteten Gute ging. Es rutschte ihm unter den Fingern weg; wie Spreu trieb's der Wind fort. Mit einem Male hieß es, der Burrmeyer hat Haus und Hof verkauft und zieht in das kleine Häuschen, aus dem er den armen Schneider Wiebel vertrieben hat mit seinen sieben Kindern! Es war so und nun ging's alle Tage mehr den Krebsgang. Es warf ihn eine schwere Krankheit darnieder und da schon litt er Mangel und Noth. Auch dies Häuschen mußte er wieder verkaufen und zog in die Miethe in ein kleines Stübchen, und nach einem Jahre — ging er betteln. Da wurde wahr, was der Lorenz ihm gesagt hatte. Er ging herum, wie du ihn noch gesehen hast, unter sich blickend und scheu. Niemand konnte ihn leiden, und ich glaube, Niemand war bei ihm ein fröhlicher Geber — als — Doctor Lorenz Weidenbaum. Der unterstützte ihn reichlich und sammelte feuerige Kohlen auf sein Haupt. Endlich konnte er kaum mehr fort, und eines Tages sagte Jemand zum Doctor: Der alte Burrmeyer soll so sehr übel sein! —

Da eilte Lorenz zu ihm, ihm seinen ärztlichen Beistand zu bringen. Als er eintrat, richtete sich Burrmeyer auf und starrte ihn lang an, dann streckte er ihm seine dürre Hand hin, und sagte: „Unrecht Gut gedeihet nicht, und wenn der Arm der strafenden Gerechtigkeit Gottes Sie erfaßt und Sie zu Boden drückt, so denken Sie, Sie hätten's an dem armen Lorenz verdient und an dem alten Manne, dem Ihre böse Zunge das Herz umwandte."

Das haben Sie mir damals gesagt und das hat auf meiner Seele gebrannt. Es ist wahr geworden. Es gedieh nicht, das unrechte Gut, das ich erschlich, und die strafende Hand Gottes hat mich ereilt und zu Boden gedrückt. Vergeben Sie mir! — Aber ehe Lorenz zu seinem Bett näher hinzutreten und das Wort der Vergebung aussprechen konnte, zuckte Burrmeyer zusammen und war todt! —

Das hab' ich erlebt, sagte der Greis und schwieg — und mich überlief es eiskalt.

---

14. Höflichkeit — hat noch Keinen gereut.

Als ich die Geschichte niederschrieb: „Unrecht Gut gedeihet nicht“ — da fiel mir eben eine andere ein, die mir einige Jahre früher, ich war damals vielleicht zwölf Jahre alt, der Greis erzählte und die ich Eltern und Kindern zu Nutz hierherschreiben möchte, als einen Wegweiser.

In dem Städtchen, wo ich als Pfarrer stand, erzählte er mir damals, hatt' ich zwei Nachbarn, die mich immer sehr zum Nachdenken reizten.

Der rechts nebenan war ein Mann, der ledigen Standes lebte. Hagestolze sind kuriose Heilige, mein Sohn; sie haben alle einen Streifschuß ans linke Ohr gekriegt, das heißt, sie haben so einen kleinen Rappel und ihre absonderliche Eigenheiten und Narrheiten. Der war auch so Einer. Er ging mit keinem Menschen um, grüßte und dankte keinem Menschen, der ihn grüßte, und galt als ein Menschenfeind. Er war erschrecklich reich und hatte Niemanden mehr in der Welt, nicht einmal sogenannte lachende Erben. Er lebte regelmäßig; ging zur festgesetzten Stunde zu Bett und stand ebenso auf; ging regelmäßig zur selben Stunde spazieren und kam zur Stunde heim. Ein alter buckliger Bedienter war seine einzige Umgebung, und der war ein ebenso brummiger Mensch wie sein Herr.

Links von mir wohnte ein Schuster oder vielmehr ein Schuhflicker; ein armer Mann, dem es kratzig ging und der acht Kinderchen zu ernähren hatte in theuerer Zeit. Und wenn der Nachbar rechts seines Reichthums

gar nicht froh wurde und im Überfluß ein Gesicht machte, als leide er Noth; so lebte der Nachbar links freudig in seiner Noth dahin; sang und pfiff den ganzen Tag, gewißlich oft bei leerem Magen. —

Unter den acht Kindern des Schusters Fuchs war ein Büblein von etwa acht Jahren, ein bildschöner Bub' mit blauen Augen, rothen Backen und krausem, blondem Haar, munter wie ein Eichhörnchen und gar freundlich gegen Jedermann. Er ging an Niemanden vorüber, er blickte ihn mit seinen hellen schönen Augen an, zog sein Käpplein höflich ab und grüßte ihn gar freundlich, und wenn ihm auch Keiner dankte. So machte er's auch dem Herrn Fiedler, dem Brummtopf, der mein Nachbar rechter Hand war. Hundertmal hab' ich zugesehen, wie das Peterchen den Herrn Fiedler grüßte und der sauertöpfig vorüberschritt und das Kind nicht ansah. Ich ärgerte mich recht über den unfreundlichen Menschen; aber das Peterchen blieb sich gleich, stand höflich auf, wenn es auf der Thürschwelle saß, und grüßte den Herrn als wenn er noch so höflich gedankt hätte. Er wird's doch einmal beachten! dachte ich — aber Prost die Mahlzeit! Wie das Peterchen in der Höflichkeit nicht ermüdete, so der Herr Fiedler nicht in der — Grobheit.



Ich gewann das Bübchen lieb. In der Schule war Peter Fuchs der beste Schüler. Der Herr hatte das Bübchen mit außerordentlichen Gaben gesegnet und der Lehrer sagte oft zu mir: Ach, Herr Pfarrer, wie ist es doch schade, daß so ein Talent, wie das des Knaben, verkommt. Aus dem würde einmal sicherlich etwas Rechtes, worauf er sich auch würfe; aber sein armer Vater kann Nichts für ihn thun.

Ich konnte nur bedauernd die Achseln zucken, denn ich konnte Nichts erübrigen, was ich ihm hätte geben können; ich hatte selbst eine große Familie, kein Vermögen und ein knappzugemessenes Einkommen.

Eines Tages klopfte es an meiner Studirstubenthür.

Ich sage: Herein! und — du kannst dir mein Erstaunen denken, der Nachbar von rechts, der Menschenfeind Fiedler, tritt unter vielen Entschuldigungen herein.

Was wird denn der mit dir wollen? dachte ich, als ich ihm höflich Willkommen sagte und niederzusetzen einlud.

Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Pfarrer, sagte er, daß ich Sie störe: ich habe eine Herzensangelegenheit, die ich mit Ihnen besprechen möchte.

Sie wissen, ich geh' alle Tage spazieren. So oft ich nun an des Schusters Fuchs Thüre vorbeigehe oder wo es mir sonst begegnet, grüßt mich immer ein Kind des Mannes mit so herzgewinnender Freundlichkeit, daß ich drauf aufmerksam geworden bin. Ich dachte: Du mußt 'mal den Knaben probiren. Jahre lang hab' ich gethan, als säh' ich ihn nicht, und er ist einmal wie das andere Mal höflich geblieben. Da merkt' ich, daß das nichts Eingebläutes, Eingelerntes ist, und daß das Büblein ein gar freundlich Herz hat. Ich hab's beobachtet und beobachten lassen durch meinen Valentin, und das Ende vom Lied ist, daß das Kind gegen alle Leute so artig ist. Ich denke, du mußt des Kindes Art auch 'mal auf eine andere Probe stellen! Da bin ich gestern wieder vorübergegangen, zog mein Sacktuch heraus und absichtlich den Geldbeutel mit, der zur Erde fiel. Ich that, als säh' ich das nicht und ging rasch weiter; aber, wer blitzschnell hinter mir herkommt und mir das verlorene Gut bringt, ist der Knabe. Nun wollte ich mich einmal mit Ihnen besprechen, was ich für das Kind thun kann.

Aha, dacht' ich, da hat Gott das harte Herz angerührt, und es ist milde geworden! Gott sei Lob und Preis! Ich schilderte ihm vorerst die sorgenvolle Lage der braven Eltern, und sagte ihm dann, wie der Lehrer des Peterchen's Talente so sehr gerühmt habe. Er schwieg eine Weile, als ob er nachsänne und sah zur Erde nieder, indem er seinen Hut auf seinem Stocke rundherumtanzen ließ, endlich sagte er: Lieber Herr Pfarrer, ich habe so meine Besonderheiten und dazu gehört, daß ich es nicht leiden kann, wenn sich Jemand bei mir bedankt. Es ist einmal so. Was Sie mir da sagen, rührt mir das Herz. Ich bin reich und brauche wenig; wollten Sie mir erlauben, daß ich dem

armen Fuchs eine wöchentliche Unterstützung durch Sie zufließen lasse? Aber er darf nicht ahnen, woher es kommt! Sodann möchte ich, daß die reichen Gaben des höflichen Bübchens der Welt nicht verloren gehen, sondern gute Frucht tragen. Geben Sie mir doch guten Rath!

Ich ergriff seine Hand und sagte: Mir müssen Sie schon gestatten, daß ich Ihre Hand für dies Vertrauen drücke, und für die Freude, daß ich Sie kennen lerne. Ich habe Sie für einen Menschenfeind gehalten.

Er lächelte und sagte: Ein Jeder hat so seine Weise! Was das anbetrifft, fuhr ich fort, daß Sie den armen Schuster Fuchs unterstützen wollen, so will ich mit Freuden die Hand dazu bieten und Ihr Geheimniß in meiner Brust begraben. Nur auf die Art und Weise der Unterstützung kommt's an. Almosen — Geld — sind in den meisten Fällen keine Wohlthat, sondern eher ein Unglück. Angenommen, Herr, Sie gäben dem Schuster Fuchs Geld, wöchentlich ein bestimmtes Geld — ich fürchte, es würde ihm durch die Finger laufen; die Leute rechneten darauf und ihre Lage würde um nichts besser. Ich meine vielmehr, es wäre eine große Wohlthat, wenn man ihm Leder kaufte, daß er, statt Schuhflicker zu sein, Schuhmacher würde, daß er durch seinen Fleiß die Gabe erst recht zur Wohlthat machte? Das meine ich. Sagen Sie Ihre Meinung.

Der Brummbär machte da urplötzlich ein Gesicht, das mich an die Herbsttage erinnerte, wo oft ein dicker Nebel Stadt und Dorf, Wald und Flur, Berg und Thal einhüllt; plötzlich aber siegt die Sonne; der Nebel fällt und vom klaren blauen Himmel blickt die Sonne wunderherrlich auf die Erde nieder. Grade so ging es mit dem Gesichte des Herrn Fiedler.

Er faßte meine Hand und rief: Das ist ein prächtiger Gedanke! Unser Einer trabt so dumm durch die Welt und meint, wenn er Geld gäbe, so sei jede Wunde geheilt. Ich bedanke mich bei Ihnen für die herrliche Lehre! Ich sehe, Sie verstehen's, und um so herzlicher bitte ich, werden Sie mein Sachwalter! Sehr gerne! war meine Antwort.

Wieviel denken Sie, als dazu nöthig wäre? fragte er rasch. Das kann ich Ihnen nicht sagen, erwiederte

ich. Da muß ich erst Erkundigungen einziehen. Wissen Sie was? — Ich bestelle mir bei dem Meister ein Paar Stiefel, die ich doch haben muß. Da wird sich Gelegenheit geben. Sie bestellen sich übermorgen auch ein Paar und, ich denke, es wird sich dann schon machen.

Thun Sie, was Sie wollen, ich billige Alles und folge Ihnen — nur gestatten Sie mir, daß ich bisweilen wiederkomme, sagte er.

Ich versicherte ihn, wie lieb mir das sei, und dieser Punkt war erledigt.

Aber wie steht's mit dem Büblein?

Ja, sagte ich, da ist fürs Erste nichts weiter zu thun, als was die Schule an ihm thut. Hat er die durchlaufen, so geht unsere Sorge um ihn erst an. Bis dahin ist nichts weiter zu thun.

Er sah mich finster an. Herr, sagte er, ich könnte sterben!

Freilich, Herr Nachbar; aber ich auch, sagte ich zu ihm.

Er schwieg eine Weile; dann hob er an: Ich denke, ich vermache ihm für den Fall ein Kapital, und bedinge aus, daß der jedesmalige Pfarrer zu Sanct Catharinen dafür sorgen muß, daß aus dem Büblein etwas wird.

Sehr gut! rief ich. Thuen Sie das heute noch.

Er versprach's und entfernte sich mit der Bitte, ihm über Das, was der Schuster nöthig haben sollte, Nachricht zu geben.

Vorerst hab' ich Gott recht warm gedankt für die Hilfe für den armen Schuster und sein Kind, und ließ mir dann den Vater rufen.

Er kam.

Meister Fuchs, sagte ich, könnt Ihr mir ein Paar Stiefel machen?

Er sah mich traurig an und sagte seufzend: Warum sollt' ich das nicht können? Aber mir fehlt das Leder zu Schaft und Sohle.

Ei, da wollen wir helfen, sprach ich; das Geld zum Leder will ich Euch ohne Zinsen leihen. Kauft Euch. Wieviel Geld braucht Ihr?

Der arme Mann sah mich erst zweifelhaft, dann mit

aufleuchtender Freude an. Ach, sagte er, wollten Sie das? Ich brauche ein Kalbfell und das Leder zu Sohlen ꝛc.

Wißt Ihr was, sprach ich, kauft Euch gleich ein paar Felle und eine ganze Rindshaut.

Es wäre zu viel, meinte er, da er doch keine Kundschaft habe.

Die wird kommen, sagte ich zuversichtlich und schrieb ihm an den Lederhändler einige Zeilen, daß er ihm auf meine Rechnung das Leder gebe.



Du hättest den Mann sehen sollen, wie er selig war. Er nahm das Maaß, dankte innig für das Zutrauen und ging.

Nach einigen Tagen hatte ich ein Paar vortrefflicher Stiefel. Er hatte sie, wie es der Schuster Sitte ist, ans offene Fenster zum Trocknen gestellt. Das lockte Andere. Er bekam Kundschaft dadurch und durch mich, der ich ihn überall empfahl. Nach drei Wochen kam er, um mir schon auf das Kapital abschläglich zurückzuzahlen. Nun sagte ich ihm, ein Wohlthäter habe mir das Geld für ihn geschenkt, um ihm aufzuhelfen. Er solle nun wacker fortarbeiten, vor Allem aber keine Lederschulden aufkommen

lassen. Und wenn er einmal in Noth komme, so solle er ja wieder zu mir kommen.

Der arme Mann war ganz starr vor Erstaunen; dann traten ihm Thränen in die Augen und er wußte kaum Worte zu finden, seinen Dank auszudrücken. Sie sollen sehen, daß ich jetzt, wo Sie mir geholfen haben, wieder auf eigenen Beinen stehen kann, auch wacker gehen lerne! sagte er. Und er hielt Wort. Sein Geschäft blühte auf und nach einem Jahre war er der gesuchteste Schuh- und Stiefelmacher; mußte sich Gesellen halten und wurde ein gemachter Mann. Nur noch einmal mußte er unterstützt werden, als seine Frau und mehrere Kinder erkrankten; dann nicht wieder.

Als ich zu Herrn Fiedler kam und ihm Rechnung legte, und das Vorgefallene erzählte, sagte er: Haben Sie Dank! Ich sehe, Sie verstehen's, wie einem armen, braven Manne geholfen werden muß! — Er war ungemein fröhlich und meinte, es sei zu wenig für den Mann gethan worden.

Lassen Sie ihn durch eigne Kraft sich heben; das hat reichern Segen; aber wollen Sie etwas thun, so bescheren Sie ihm und seiner Haushaltung zu Weihnachten Stoffe zu neuen, tüchtigen Kleidern und geben Sie mir die, welche Sie ablegen, für die Buben, das ist eine rechte Hilfe, denn das fällt ihm noch schwer, und lassen Sie ihm auf den Winter Holz oder Steinkohlen anfahren, das wird ihm aufhelfen.

Das geschah und die Familie war für die Zukunft geborgen. Das Testament hatte Herr Fiedler, den ich allmählich als einen sehr edeln Mann kennen lernte, gemacht. Mir gab er's zum Aufheben; allein es war nicht nöthig. Er wurde ein steinalter Mann und hatte an dem aufblühenden Wohlstande des ehrlichen Fuchs und seinem Peterchen seine wahre Herzensfreude; denn das Bübchen wuchs wie Flachs und nahm zu an Kraft, Fleiß und Wohlgefallen bei Gott und den Menschen. Als er alt genug war, kam er auf das Gymnasium oder die lateinische Schule und Herr Fiedler zahlte Lehrgeld, Kleider und Bücher. Das war dem alten Fuchs eine Freude! Er hätte gar gerne gewußt, wer der Wohlthäter sei; aber ich hielt mein gegebenes Wort unverbrüchlich.

Auch auf dieser Lehranstalt blieb der Peter sich gleich. Immer höflich, freundlich, dienstfertig, fleißig und anständig; war seiner Lehrer und aller Menschen Liebling. Endlich wurde er für reif erklärt, auf die Universität zu gehen. Jetzt wollte ihn doch auch Herr Fiedler kennen lernen. Er traf ihn bei mir und nun löste ich auch ihm und seinem Vater das Räthsel, obgleich Herr Fiedler ordentlich ärgerlich drüber wurde. Indessen war's jetzt heraus und es war gut so. Peter erklärte, wenn er denn doch wählen solle, so wolle er Geistlicher werden. Das gestand ihm Herr Fiedler gerne zu und er ging ab. Drei Jahre unterstützte ihn — oder daß ich es besser sage — unterhielt ihn Herr Fiedler auf der Universität, und nun ist er Pfarrer und wirkt recht im Segen für das Reich Gottes.

Die anderen Knaben ließ Herr Fiedler tüchtige Handwerker werden, und sie sind alle wohlgerathen. Als er starb, fand es sich, daß er alle Kinder des Fuchs wohl bedacht hatte; aber das ihnen vermachte Kapital durften sie nicht antasten, sondern nur die Zinsen beziehen. Dadurch wurde er ihr Wohlthäter auf folgende Geschlechter.

Peter hielt ihm die Leichenrede. Mit edler Offenheit und Wahrheitsliebe legte er der staunenden Gemeinde dar, wie der Selige an ihm und seiner Familie gehandelt. Es war eine aufrichtige Rührung in aller Herzen und die, die ihm so viel verdankten, trauerten aus Herzensgrund um ihn.

Sieh, sagte der Greis, so hat die freundliche Höflichkeit eines Einzelnen den Grund seines und des Glückes seiner Familie gelegt. Sie ist eine feine Zucht, besonders wenn sie aus einem treuen Herzen stammt, und das Sprüchwort lügt nicht: „Höflichkeit — hat noch Keinen gereuet!“ —

---

15. Altes Gold



oder auch nicht.

Tausendmal hab' ich das Wort gehört: „Wenig — schadet wenig." Gewiß, Ihr auch, und hab's — und Ihr auch — ganz richtig gefunden und durch die Erfahrung bewährt; aber erst, als ich darüber nachdachte, kam mir's vor, als sei das so ein Vorwand, hinter dem sich so recht verderblich der Teufel verbergen könnte, und da erst ist mir ein Licht aufgegangen, daß das Eins von den Sprüchwörtern ist, die des Unheils viel bereiten. Drum hab' ich mir vorgenommen, es Euch auch 'mal so ins Licht zu setzen. Sagt Einer so, der sein Büblein zur Arbeit anführt, und ein Anderer meint, sie sei ihm zu schwer — ei, dann laß ich mir's gefallen; denn so muß das Büblein angeführt werden, daß es allmählich erstarke und tüchtig arbeiten lerne. Sagt's ein Vater von der Lustbarkeit, die er seinen Kindern an der Kirmeß zuläßt und gönnt — ich will's auch noch gelten lassen, wenn's nur nicht die erste Sprosse einer langen Leiter ist, von deren oberster sie später herunterstürzen — ins Verderben. Aber — sagt's Einer, der ins Wirthshaus geht, ein Schöpplein trinken, so sag' ich — gib Acht, Alterchen! „Wenig schadet viel;" denn du gewöhnst dich leicht dran und wirst ein Wirthshausmann, ein Schoppenstecher, ein Säufer, ein Gott und Pflicht vergessender Tagedieb — ein Lump an Leib und Seele. Sagt's Einer vom Einsetzen in die Lotterie oder ins Lotto

— so sag' ich: Hab' Acht! „Wenig schadet viel!" Denn, wenn der Teufel Einen will tanzen machen, findet er leicht Einen zum Aufspielen, oder er thut's selber. Weck' die böse Lust in deiner Seele und kein Wasser löscht den Durst nach Mehr! Der Kreuzer, den du setzest, ist fort — du hast ihn sauer verdient; das ist ein Verlust. Die Unruhe, bis die Ziehung kommt — das ist der zweite; der Unmuth, wenn's — wie neun und neunzig Mal bei hundert Einsätzen — Nichts ist — ist der dritte und — das Wiedersetzen ist der vierte, dem leider oft bis zum Bettelsack Viele, ach leider, so Viele folgen. „Wenig schadet viel!" — Oder, wenn Einer sich zum ersten Mal ans Karten setzt und denkt: „Wenig schadet wenig," so hat ihn der Teufel schon am Ohrläpplein, und er mag wohl zusehen, daß er ihn nicht ganz kriegt. Sagt's aber Einer, der nach seines Nächsten Gut und



Eigenthum die Hand reckt, wehe dann! Da ist das Wenig Viel, sehr Viel, denn er ist ein Dieb, ob das, was er stahl, eine Stecknadel war oder der Werth von Tausenden. Er hat des Herrn Gebot übertreten, sein Gewissen belastet, Gottes Beifall eingebüßt und das Gelüsten in sein Herz gelassen, das ihm nicht leicht mehr herauswandern wird. Sagt's ein Mädchen, wenn es zum ersten Mal der Putzlust fröhnt und über die bescheidene Grenze seines Standes schreitet — dann „wenig ist viel und schadet viel," weil eben der Weg zum Mehr gebahnt ist und es nicht bei dem Wenig bleibt. Sagt's aber Eins, das Abends gassaten geht, o weh! weh! — da ist Unschuld, Ehre — Alles auf dem Spiel, und das Wenig schadet so viel, daß ein Leben in Reue und Thränen die Flecken nicht tilgt. Drum kehr's um und sage: „Wenig schadet viel," wenn's unrecht ist, und meide es, daß deine Seele rein und frei, dein Gewissen ruhig, dein Gott dir gnädig bleibe!



16. Ein Räthsel.

Komm her, du Rathsherr von Nürenberg,
Und rathe einmal fein,
Was für ein Ding ich möge sein!
Ich trage viele, viele Röcke
Selbst in der Sommerszeit,
Die liegen Alle enge an,
Und Keiner ist mir weit;
Doch frier' ich nicht, wenn's naß und kühl,
Und schwitze nicht, ist's warm und schwül.
Und ziehst du mir den Einen aus —
So ist schon der Andere nah, —
Und fährst du fort bis ganz ans End' —
So bin ich selbst nicht da;
Die Röcke — nun, ich bin es selbst! —
Das geht dir wohl ans Herz? —
Denn — irr' ich nicht — so weinst du ja? —
Ist's etwa Reu' und Schmerz? —
O tröste dich! dein Weiblein braucht
Die Röcke gar zu gern —
Wenn anders nicht mein Wohlgeschmack
Ist widerlich dem Herrn. —
Denn sieh', ich bin ein Leckerbissen —
Ja, ich!
Und Viele selbst die Speise missen —
Fehl' ich!
Doch Viele fliehen voll Entsetzen,
Wenn Nas' und Zunge mich entdeckt;
Man kann sie jagen selbst und hetzen
Mit mir, wenn man's bezweckt.

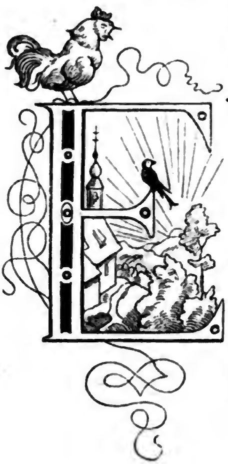
Nun, lieber Rathsherr von Nürenberg,
Halt' mich nicht für groß; ich bin ein Zwerg,
Und fragst du mich, wo ich zu Hause bin?
So weis' ich auf die Erde hin.
Und fragst du, wer sei die Pflegerin mein?
So wird's am Ende die Hausfrau sein!

---

17. Der Kartschläger.

Seht einmal, ruft der Gevatter, das ist Etwas für Euch, Ihr abergläubischen Weiber und Mädchen. Gebt Acht, der Spinnstubenschreiber thut Euch auch 'mal Etwas zu Gefallen und erzählt Euch einmal eine wunderbarliche Geschichte, wie es einmal eingetroffen, was so eine alte Hexe beim Kartschlagen verkündigt hat!

Fehlgeschossen! Meint Ihr, der Spinnstubenschreiber sei so ein Windbeutel, der, den Leuten zu Gefallen, Lug und Trug zusammentrommelte, um am Ende dem Aberglauben zu fröhnen, den Gott verdammt? Nein, was ich Euch hier erzählen will, das ist eine Geschichte, die sich in Baden zugetragen hat, als die Preußen noch dort lagen, nachdem die Freischärler vor ihnen fortgelaufen waren. Und daß es eine wahre Geschichte ist, verbürgt mein Gewährsmann, der es aus dem Munde des lustigen Soldaten hatte, der dabei gewesen ist.



Es weiß alle Welt, wie es in Baden stand, als Polacken und Franzosen sich dort breit machten und die guten Leute quälten und ihnen die Säcke leicht machten. Da gab's im Lande viele Narren und nicht Alle waren sie jung an Jahren, wenn auch — am Verstande.

So ist denn auch in einer

der Städte des schönen Landes, nennen will ich sie nicht, weil die Spinnstube auch in Baden viel gelesen wird, ein Bartfeger gewesen, der sich gern „Herr Doctor“ schimpfen ließ; ein ganz ordentlicher Mann von etwa fünfzig Jahren, der auch sehr gut stand; bei dem aber wieder das Sprüchlein galt: „Alter schützt vor Thorheit nicht!“ — Als das Revolutionsfieber die Leute ergriff und stark zu Kopf stieg, daß es ihnen wirr und toll wurde, da fängt die Freiheit an und steigt dem Alten auch zu Kopf, wie Freiburger oder Ulmer Bier oder Markgräfler, wenn man nämlich von Beiden zu viel saugt. Er wollt' auch für die Reichsverfassung, wie das wunderliche Ding hieß, Gut und Blut einsetzen. Seine Frau sagte: Andres, rasir' die Leute — und wüste Bärte haben die lumpigen Kerle genug, rasir' sie umsonst und bleib' fein daheim und gescheidt. Heutzutage steckt die Narrheit an wie die Cholera! Laß die Buben toll werden und halt' Fuß beim Mal. Da hätt' Einer den Barbirer sehen sollen! der war ordentlich kopfscheu, wie ein Gaul! schmiß hinten aus und räsonnirte über seine Frau, die nicht fähig sei, zu fassen, was des deutschen Mannes Pflicht sei. Er werde sein Haupt nicht mit Schande bedeckt in die Grube legen wollen; ihm gelte es, bluten für das Vaterland und so weiter. Und der alte Mann war grundverrückt. Seine brave Frau — Kinder hatten sie keine — sah mit Betrübniß, wie's dem Alten rappelte, aber sie konnte Nichts ändern. In der tapferen Bürgerwehr stand er schon als Corporal und sah possierlich genug aus; als aber in der Pfalz, wie in Baden, die allgemeine Hirnentzündung zunahm, zog er einen blauen Kittel an, trug einen grauen Heckerhut, rupfte seinem rothen Hofhahn die Schwanzfeder aus und steckte sie darauf; trug einen Sarras an der Seite, ließ seinen Bart wachsen, der stark schwarz und weiß gemischt war und sah aus wie ein Prachtstück von einem Freischärler, trotz seinem alten Kopf und dicken Bauche. —

So lange die Sache beim Exerciren und Wirthshausgehen, beim Plaudern und Schreien blieb, war die Tapferkeit spottwohlfeil. Man konnte sie centnerweise um ein Billiges haben und unser Bartfeger — Doctor, wollt' ich sagen — war keiner der Letzten, der das Maul voll

nahm und sich in eine erstaunliche Hitze und Tapferkeit hineinräsonnirte; allein es blieb bekanntlich nicht so. Die verdrießlichen Preußen kamen und der Heerbann wurde aufgerichtet, also unser Held als Corporal eingereiht. Da kamen ihm doch allerlei Bedenken. Er dachte an die Spitzkugeln, die so hübsche Löcher machen; an die Zündnadelgewehre, die so abscheulich weit treffen — und das Herz senkte sich um ein Bedeutendes tiefer. Er hatte indessen A gesagt und mußte nun auch B sagen. Als die Preußen nahe waren, wurde er mehrmals unwohl — aber das half Nichts. Endlich sollte es ans Treffen gehen!



Unser Held aber dachte: Rette sich, wer kann! Er machte sich auf und davon und erreichte endlich die theuere Stadt, wo sein liebes Weib um ihn trauerte. Freilich hatte er manche Trübsal zu überstehen gehabt; war Nachts gewandert auf übeln Wegen und kam denn auch zur Nachtzeit an den Mauern an. Als guter Kümmeltürke wußte er, wie man auf Schleichwegen heimkommen kann; allein in seinem jetzigen Aufzuge wagte er's nicht in die Stadt zu gehen, und da er vor der Stadt einen Garten und darinnen ein Häuschen hatte, so erwählte er dieses zum

stillen Hauptquartier und schlief auf der harten Gartenbank wie ein König, obwohl er Hunger und Durst hatte. Aus Erfahrung wußte er, daß seine liebe Frau eine tüchtige Hausfrau und Gärtnerin war und besonders in den frühen Morgenstunden gerne säete, pflanzte und goß. Jetzt, dachte er, wo sie der Kummer um mich wie ein Alp drückt, treibt sie gewiß die Unruhe noch früher heraus. Sie will ihren Kummer verarbeiten. Da hatte er richtig geschlossen. Er schlief noch recht fest nach der starken Ermüdung, als die betrübte Frau in den Garten trat. In das Häuschen zu gehen hatte sie keine Veranlassung. Die Läden waren, wie allezeit, geschlossen und die Thüre zu. Ihr fiel auch nicht das Mindeste auf; aber sie seufzte tief und wischte sich die Thränen ab. Endlich, als sie einmal an dem Gartenhäuschen stand, brach ihr Schmerz in die Worte aus: Ach Gott, wär' er doch nur mit heiler Haut daheim! Verdammt soll alle die unselige Narrheit sein!

Der schlafende Held erwachte bei diesen laut ausgestoßenen Worten, an denen er seine liebe Frau erkannte, und seufzend sprach er zu dem letzten Stoßseufzer und Glückwunsch: Amen.

Nun raffte er sich auf. Die Sehnsucht, seine Frau wieder zu sehen und bald Kaffe zu bekommen, war gleich mächtig in ihm. Er hörte, daß die Seufzende wieder von dem Gartenhäuschen sich entfernt hatte. Nun widerstand er dem doppelten Verlangen nicht länger, öffnete ein Bischen den Laden und rief: Bst! Bst!

Seine Frau hörte den Ton und richtete sich erschrocken auf, denn in den Nachbargärten war's noch todtstille.

Bst! Bst! klang's wieder und nun unterschied sie klar, daß der Ton vom Häuschen herkam. Nicht ohne freudigen Schrecken blickte sie dahin und dachte: Sollt' er sich ranzionirt haben? Sollt' er's selber sein? —

Jetzt öffnete er weiter und sie sah das Vollmondgesicht mit dem Kümmel- und Salzbart, erkannte ihren theuern Ehewirth und hätte laut aufgeschrien vor Wiedersehensfreude, wenn er nicht mit der Hand gewinkt und St! St! gerufen hätte. Sie merkte, wie viel Uhr es war; trat langsam zum Häuschen heran, öffnete, trat ein und lag an seinem Herzen!



Das war eine Freude für die gute Frau, aber auch ebenso für ihn, da sich allerlei daran knüpfte, dem er entgangen war.

Hast du den Kaffe fertig, Crescenzle? fragte er eilfertig, als er sie begrüßt.

Noch nicht, sagte die gute Frau, aber ich will mich eilen, daß ich ihn fertig habe, wenn du heimkommst.

Ach, du Himmel! rief er aus. Ich kann ja, by Gott, nicht heimgehen; die Leute würden mich als Ausreißer verklagen und anzapfen und ich würde von dem Polacken-gesindel Knall und Fall todtgeschossen, denn die sind tapfer, wie all' nichts Gut's und — werden bald hier sein vor den Preußen. —

Ach, was fang' ich denn an? fragte die Frau voller Angst.

Geh' heim, sagte der Bartscheerer, koch' Kaffe und kaufe Wecke, und deren nicht wenig, denn mein Appetit ist multiplicirt durch Anstrengung, Fasten und Schlaf. Kauf' sie aber bei dreierlei Bäckern, auf daß Keiner Etwas wittere. Dann kommst du und bringst ihn im Henkelkorbe hierher. Grade so mußt du's mit dem Mittagsessen halten. Abends nehm' ich mit kalter Küche vorlieb, und wenn die Nacht da ist, schleich' ich erst heim. Mit dem Kaffe bringst du mir auch meine Kleider und was ich nöthig habe, damit ich das Teufelszeug vom Leibe kriege.

Die gute Frau Crescenz machte sich alsobald auf die Socken und that, wie ihr Ehewirth ihr befohlen.

Während dieser Zeit verbarg er da, wo das Dach

des Gartenhäusleins auf den Mauern auflag, seine Büchse, seinen Hirschfänger und in der Ecke die Patrontasche voll scharfer Patronen und noch ein besonderes Päcklein derselben, sammt dem edlen Heckerhut und der nun zerknickten Schwanzsichel seines ehrsamen Hofhahns. Als das Alles mit daliegendem Stroh hinlänglich bedeckt war, fiel eine Centnerlast von des Helden Seele, und er dachte:. Einmal Soldatches gespielt und mein Lebtage nicht mehr! Abgesehen davon, daß es mich höllisches Geld gekostet, hätte es mich das Theuerste kosten können, das bischen Leben; denn man ist tapfer und heißblutig und hätte sich, in der blinden Hingebung an die gute Sache, leichtiglich bis in die niederträchtig spitzen Bajonnette der Menschenfresser, der Preußen, stürzen können, wäre elendiglich gespießt, massacrirt und, nachdem man am Wachtfeuer gebraten, sofort verspeist worden! —

Eiskalt überlief es ihn bei solchen Greuelgedanken, und wer weiß, wie weit eine solche Einbildungskraft den Faden ausgedehnt und gesponnen hätte, wäre nicht leise die Thüre des Häuschens geöffnet und darin Frau Crescenz sichtbar geworden. Sie trug ein mächtiges Bündel leiblicher Bedeckungsgegenstände und einen ansehnlichen Henkelkorb mit duftendem Kaffe, dessen Wohlgeruch des Helden Nase augenblicklich mit seliger Freude und Genugthuung entdeckte. Kleiderwechsel, Gefahr, erduldetes Leid und Alles, was eben noch weiter daran hing, war mit diesem Geruche reinweg vergessen und Frau Crescenz konnte nicht eilen genug, ihre Erquickung darzubieten.



Daß eine Hebamme gehörig Kaffe trinken kann, sintemal sie von einer Kindtaufe auf die andere geht, weiß Jedermann; aber in ganz Baden war, und da verwett' ich Alles, nicht Eine, die es heute mit unserem Helden aufgenommen hätte. Vier Wecke,

und die Wecke in Baden sind nicht so klein, wie die hiesigen, nach denen die ehrsame Polizei nicht guckt, verschwanden wie Rauch.

Frau Crescenz war starr vor Erstaunen und fragte, ob sie sich beim Volksheer vielleicht durch Fasten und Büßen zur Schlacht bereitet?

Er nickte mit komischem Lächeln, kaute fort und sagte dazwischen: Zum Laufen, ja! — aber halt's Maul Crescenzle; es könnt's Einer hören.



Nachdem er hinlänglich gesättigt war, es bis Mittag auszuhalten, zog er sich an, in die Kleidungsstücke nämlich, die Frau Crescenz gebracht, und als er mit dem Bündel auf den Boden kam, fuhr er in freudigem Schrecke zusammen, denn da lag seine Sonntagspfeife, die Luft hatte wie ein Schornstein, ein Packetlein guter Tabak, Streichhölzle und zwei Krüge Ulmer Bier, nebst einem Glas von ansehnlichem Umfang.

O du Krone der Weiber! rief er aus, du heißest nicht für den blauen Nebel Crescenzia, was wir Gelehrten mit „die Wachsende“ übersetzen; denn du wächsest an Vollkommenheit alle Tag, und wenn du auch ausgewachsen bist, nimmst du noch immer zu, grad' wie der Barribal in der großen Thiersammlung, die einmal hier zu sehen war.

Diese Worte dankbarer Liebe hörte diesmal Frau Crescenz nicht, denn sie war, obwohl ihr Herz im Gartenhäusle geblieben war, doch an ihre Arbeit gegangen, damit Niemand Lunten röche.

Bald dampfte das Pfeifchen und der Held streckte sich auf die Bank aus, um mit Verstand und Ruhe drei wichtige

Dinge zu verrichten, nämlich: 1) zu verdauen; 2) zu rauchen, und 3) zu trinken. Damit, und zeitweiser Unterhaltung mit Frau Crescenz, ging der Tag herum, und als die Nacht kam, trat unser Held, voll des seligen Bewußtseins seiner Rettung, in die eigene Behausung, wo er sich in allen Ecken umsah, ob denn in den drei Tagen seiner Kriegslaufbahn gar Nichts sich verändert habe; sodann setzte er sich, nachdem die Thüre verschlossen war, vor den Rasirspiegel und, während Frau Crescenz droben das Stübchen zurechtmachte, dessen Fensterlein mit runden, blinden Scheiben nach dem Schloßberge ging, das heißt, hinten hinaus, wo Einen keine Seele sah, fiel seines Kinnes Zierde unter dem unbarmherzigen Messer und die Zeit vor Anno 1848 wurde mit einigen kühnen Strichen wieder in seinem Gesichte so vollkommen hergestellt, daß gar Niemand ahnen konnte, was sich zwischen Anno 1847 bis Anno 1850 in selbiger Gegend zugetragen und wie todesmuthig dort der zwiefarbige Bart sich ineinander gewirrt hatte. Crescenz hätte vor Lust laut aufgejauchzt, als sie diese Veränderung sah, aber sie durfte nicht und verstummte in innerlicher Lust.

Besser hätte der nunmehr wieder hergestellte Bartscheerer nicht schlafen können, als nach alle den Erlebnissen in seinem eigenen Bett. Unglücklicher Weise weckte ihn am andern Morgen lauter Trommelwirbel. Er sprang aus dem Bett; horchte, aber konnte nicht ins Klare kommen. Endlich kam seine Frau mit dem Kaffe. Crescenzle! rief er, was deutet's? —

Ei, deine Collegen sind einmarschirt, sagte die Frau. Sie machen aber ganz andere Gesichter, als vor drei Tagen! —

Die haben sich schnell nachgemacht! sagte mit tiefer Empfindung der Held; aber ich habe doch Einen Tag früher, als sie Alle, meine häusliche Ordnung wieder gewonnen und bleibe hier, und sie würden noch laufen lernen, wenn sie's nicht schon könnten. Glückliche Reise! Behüt' Euch Gott, sammt der Reichsverfassung, von der ich mich feierlich lossage. Ich halt's wieder mit dem Großherzog und — wenn sie da sind — mit den Preußen!

Seine Glückwünsche für die Eingetrommelten waren nöthig, denn sie zogen — nach eingenommener Erquickung

und Stadtkasse — wieder ab. So ging's den Tag noch mehrmals. Endlich hörte man Kanonendonner in einiger Entfernung; dann schnelles Laufen; darauf wieder Trommeln und dann einen dröhnenden, gemessenen Schritt mit Musik. Das waren schon die Preußen.

Wie der Blitz war nun der Bartfeger unten; machte den leutselig, gastfreien Wirth, und kein Mensch ahnete, was in ihm oder worin er gesteckt hatte. Auch die Preußen weilten nicht, denn sie mußten den Anderen nach, und wenn man die kriegen wollte, durfte man nicht weilen.

Allmählich kehrte Alles zur Ordnung zurück. Die Nachbarn kamen zu dem Bartfeger und er ergriff wieder Bartschüssel, Serviette und die Wasserflasche von Messing, steckte solches Alles, sammt den Messern und der Seife unter die linke Brusthälfte des Rocks und ging, die Kunden zu bedienen, wie sonst auch. Da wurde denn Viel gefragt, und unser Held schwor heilig und theuer, er sei innerlich pickelfest großherzoglich gewesen, habe aber nur mit den Wölfen geheult, weil sie ihm sonst das Fell abgezogen hätten. Er freute sich herzlich, daß es den Leuten Allen gegangen war, wie ihm, und sie aufs Haar so dachten, wie er und auf das Freischaarenvolk schimpften. Nirgends sah man mehr die Bilder von Hecker, Struve und Brentano, welche doch überall die Wände geziert Anno 1848 bis 1850. Selbst die Nägel, wo sie gehängt, zogen sie aus und machten die Löchle zu, daß man nicht etwa fragen konnte, wer dort sei aufgehängt gewesen. Mehr Bärte hatte unser Held nie abgesäbelt, als heute, denn die waren mit einem Mal aus der Mode gekommen, und die Leute meinten, es sei doch eine lästige Mode gewesen, und so sei's viel hübscher und sauberer, zumal die Meisten auch roth gewesen seien. Er kam spät heim und Frau Crescenz hatte schon wieder Einquartierung von den Preußen, die aber sehr artig waren und mit dem Hausherrn gar freundlich umgingen, wo denn auch der Schrecken vor den Menschenfressern recht schnell verschwand. Das ist nun Alles wieder ganz gut und in aller Ordnung zugegangen, und als die Einen wohlbehalten in der Schweiz angekommen und die Anderen an der Grenze ausgeruht, kamen in selbige Stadt, wo unser Bartscheerer wohnte, Preußen zur

Besatzung, denen es gut ging, die Land und Leute liebgewannen und daher in Baden gerne waren.

Nehm's ihnen nicht übel. Es ist ein Garten Gottes, das schöne Land; gesegnet in allen Ecken, und das Volk ist ein gutmüthiges und freundliches, und der Markgräfler schmeckt gut.

Zu thun hatten die munteren Soldaten nicht viel. Ein Bischen exerciren war Alles — und dann war das Spazierengehen an der Ordnung.

Eines Tages schlenderten ihrer Drei zwischen den Gärten der Stadt herum und schmauchten oder — wie der Schwarzwälder sagt: „tranken ihr Pisle." Es war furchtbar heiß und die drei muthwilligen Bursche sehnten sich nach kühlem Schatten. Unglücklicher Weise hatte die Frau Crescenz heute früh vergessen, die Gartenthüre zu schließen. Zu naschen war Nichts im Garten, daher denn auch Einer der Drei den Vorschlag machte: Laßt uns hineingehen und in dem kühlen Gartenhäuschen ein Stündchen plaudern oder schlafen; wir stehlen ja Nichts!

Das fand Beifall und bald standen sie an des Häusleins Thür und traten ein, da sie offen war. Auf der Bank fanden sie alle Drei Platz. Als sie sich aber da umsahen, bemerkten sie zuerst die in der Zugluft nickende Hahnenfeder, die aus dem Stroh vorwitzig heraussah. Einer zog dran, das Stroh fiel herunter und — Heckerhut, Büchse, Hirschfänger, Patrontasche und Patronen lagen vor den erstaunten Blicken da. Einer meinte: Das müsse man schnell dem Stadt-Commando anzeigen; die beiden Anderen aber durchschauten die Sache besser und kamen der Wahrheit ziemlich nahe. Sie steckten das Stroh wieder sorgfältig vor die schlimmen Geschichten und gingen aus dem Garten heraus; stellten sich aber an die Thür und thaten, als betrachteten sie sich mit Wohlgefallen den schön gepflanzten Garten. Da kam denn ein schmuckes Weiblein daher, an die richtete der Eine die Rede: Das sind schöne Gärten hier, schönes Frau'chen; ich bin ein Gärtner meiner Profession und verstehe mich drauf.

O ja, sagte die junge Frau.

Wem gehört denn dieser Garten? fragte er weiter.

Ei, dem Barbirer — dessen Frau ist aber auch eine

Gärtnerin, bei der man Etwas lernen kann, sagte die junge Frau.

Das bejahte der Soldat und mit freundlichem Gruße ging die junge Frau ihres Weges.

Hört, sagte er zu seinen Kameraden, das ist der alte Narr, von dem mir mein Hauswirth erzählte; der ein so hitziger Freischärler war, aber alsbald durchbrannte, als er es knallen hörte. Er ist reich; hat keine Kinder, aber guten Wein im Keller. Sollen wir ihn unglücklich machen? — Nein; aber hänseln wollen wir ihn einmal, wenn es Euch recht ist, und um ein paar Flaschen Markgräfler schröpfen! Das gefiel Allen und, da ihre Bärte des Rasirens benöthigt waren, so gingen sie schnurstracks in sein Haus.

Guten Tag, Herr Doctor! grüßten die Soldaten. Ist Keiner Eurer Gesellen da? Wir möchten gerne schön gemacht sein!

Der Bartfeger, den der Titel: Doctor, schon kitzelte, wollte doch auch nicht eingestehen, daß er keine Gesellen habe, und sagte sehr höflich: Ich bedau're, meine geehrten Herren, daß sie alle Drei über Feld sind; Aderlassen, Schröpfen und Verband anlegen ist ihr Geschäft dort — aber, wenn ich die Herren bedienen dürfte, würde ich es mir zur Ehre anrechnen, unseren theueren Befreiern geholfen zu haben!

Die Soldaten machten indessen einige Einwendungen, worauf er stärker in sie drang, und sie sich endlich niedersetzten.

Der, welcher am Gartenzaun geredet und den Anschlag gegeben, war ein Cölner, ein echter „cöl'scher Jung," voller Schelmenstreiche und mit allen Hunden gehetzt. Er setzte sich und warf dem Alten ein ganzes Regiment schöner Redensarten an den Kopf, daß er ganz selig war.

Als sein Bart ab war, kam der Zweite und endlich auch der Dritte an die Reihe.

Nun fragte, nach den größten Lobeserhebungen über die treffliche Arbeit, die der Herr Doctor gemacht, der Cölner nach ihrer Schuldigkeit.

Da kam die Reihe der Höflichkeiten an den Alten und er sagte: Es sei ihm eine Ehre und eine Freude gewesen, so feine Leute bedient zu haben. Sie möchten

nur kommen, wann sie wollten; er würde jederzeit es sich, wie heute, zur Ehre anrechnen, ihr Kinn zu säubern? Natürlich wollten das die drei Schelme nicht zulassen, und es wurde eine Weile hin und her geredet, ohne daß aber der „Herr Doctor“ von seinem Vorsatz abging.

Da bleibt uns denn nichts Anderes übrig, als uns höflichst zu bedanken, sagte der Cölner; aber eine Hand wäscht die andere. Habt Ihr schon von dem berühmten Hexenmeister, dem Jandchen von Amsterdam, gehört?

Ei, versteht sich, sagte selbstzufrieden der Barbirer. Habe selber seine Künste zur Messe in Frankfurt mehr als einmal gesehen.

Denkt Euch, Herr Doctor, das war mein Vater, seliger!

Ei, der Blitz, rief der Barbirer, das freut mich über die Maaßen! Habt Ihr denn auch so Etwas von seiner Kunst geerbt? —

Versteht sich, erwiederte der Cölner. Fragt hier meine Freunde und Kameraden, ob ich nicht der wunderbarste Kartschläger bin, den die Erde trägt? Noch vor der Schlacht bei Waghäusel hab' ich auf den Schimmel unseres Majors die Karte auf einer Trommel geschlagen und vorausgesagt, daß er fallen werde; und richtig, die dritte Kugel erschlug das edle Roß, that aber seinem Reiter keinen Schnitz! — Habt Ihr eine Karte, so schlag' ich sie Euch einmal!

Ei, gewiß, rief der Barbirer, als ob sich das so von selbst verstünde, daß Jeder eine Karte im Hause habe; lief davon und brachte eine.

Der Cölner räumte den Tisch ab, damit er Raum bekomme. Der Barbirer, seine Frau und die zwei anderen Preußen stellten sich um den Tisch herum und er mischte sie sorgfältig und legte sie dann.

Es ist seltsam, sagte er, nachdem er lange in die aufgelegten Karten geblickt hatte, sie weist heute nicht vorwärts. Ich sehe bloß einen sehr sauber und geschickt gepflanzten Garten und ein gar schönes Gartenhäuschen drin. Eine Frau arbeitet drin von Morgens früh bis Abends spät, drum ist er auch so schön, und die anderen Weiber stehen am Zaun und ärgern sich, weil in dem Garten schönere Sachen sind, als in ihren Gärten.

Er warf die Karten zusammen und der Barbirer nickte bedeutsam lächelnd seiner Frau zu, und sagte: Der versteht's! Man meint, er hätte deinen Garten gesehen und kennete ihn so genau wie du, und das ist doch nicht möglich! —

Die Frau lächelte vergnügt und sagte zu dem Cölner: Nun, nur weiter! —

Abermals legte der Schelm die Karten; allein je länger er hineinblickte, desto mehr runzelte er seine Stirne, desto seltsamer schüttelte er den Kopf.

Nun? fragte der Barbirer, der kaum warten konnte.

In dem Garten steht ein Häuschen und darin scheint — ein Schatz vergraben zu sein. —

Was? schrie der Barbirer. Was sagt Ihr? Es könnte möglich sein, denn der Garten gehörte vor mir einem alten Herrn von — der Geld genug hatte und ein Geizhals gewesen ist.

Seht Ihr nichts Genaueres? fragte er den Cölner; etwa, wo er liegt? Wie viel es ist? Und dergleichen? —

Der Cölner hatte eifrig die Karte zusammengeworfen. Dreimal, sagte er, darf man sie schlagen. Ich hoffe jetzt genauen Aufschluß. Bedenkt, Herr Doctor, wie das Alles so regelmäßig gekommen ist. Zuerst der Garten; dann das Häuschen drin und in dem Häuschen der Schatz. Da ist es ja sichtbar, daß Euch Etwas soll enthüllt werden, woran Ihr gar nicht denket.

Während der Alte in der größten Aufregung und Spannung da stand und die Fülle der Reichthümer schon schätzte, welche er erhalten würde, legte der Cölner die Karte.

Als er sie aber überblickte, stieß er einen Schrei des Schreckens aus und schlug die Hände zusammen. Alle starrten ihn an. Was ist's? rief erbleichend der Barbirer. Ach, ach, sagte der Cölner — was ich für einen Schatz hielt, ist etwas Anderes! Da seh' ich eine Büchse und einen Hirschfänger; eine Patrontasche voll scharfer Patronen und noch ein Säckchen gleicher Art mit fünf und zwanzig Patronen neben dran; da seh' ich einen Freischärlerhut mit mächtiger, blutrother Cocarde und der bekannten Hahnenfeder, und Euch — o das muß ein Blendwerk sein! —

Euch, Herr Doctor, seh' ich in diesen Kleidern; Ihr thut sie aus und verbergt sie unterm Dach, und stopfet Stroh davor! Es ist entsetzlich!

Schon bei den ersten Worten war der Barbirer bleich geworden wie eine Leiche. Jetzt erst gedachte er, daß er die verrätherischen Gegenstände nicht längst verkauft oder sonst weggeschafft; er bedachte den Kriegszustand, der in Baden herrschte, und die Casematten von Rastatt, die ihn erwarteten. — Da fiel ihm das Herz in die Schuhe. Er fiel dem Cölner zu Füßen, umklammerte seine Kniee, und rief: Habt Erbarmen mit mir! Ich bin ein verlorener Mensch!

Der Cölner sah ihn groß an. Seid Ihr toll, Herr Doctor? Ist denn das Alles wirklich so? Waret Ihr ein Freischärler, Ihr alter, verständiger Mann? Und wenn Ihr's wirklich waret, habt Ihr die verrätherischen Kennzeichen Eurer Tollheit nicht besser verborgen? Liegen sie in Eurem Häuschen, so sind sie unser und Ihr mit, und Gott sei Euch gnädig; geviertheilt zu werden ist das Geringste!

Ach, seid barmherzig! rief in Todesangst der Barbirer. Nehmt Alles, nur saget, Ihr hättet's sonstwo gefunden! Ach, verrathet mich nicht!

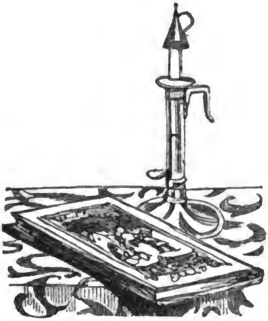
Wir dürfen das Alles nicht nehmen, ohne es dem Stadt-Commando zu übergeben, und dann Euch selber dazu, sagte der Cölner sehr ernst. Doch will ich Euch einen Vorschlag machen. Schaffet in der Stille Alles weg und vertilgt es. Ich habe es ja nur in den Karten gesehen! — Allein in der Karte sehe ich noch mehr, das nämlich, daß Ihr in Eurem Keller ein oder zwei Faß köstlichen Markgräfler liegen habet. Holet davon so viel, bis wir des Schatzes im Gartenhäuschen vergessen haben, und es soll in ganz Baden kein Hahn darnach krähen, so wenig, als nach seiner verlorenen Schwanzfeder!

Da fiel ein schwerer Stein von des Barbirers Seele. Er weinte vor Freude, und rief: Crescenz, hole Wein aus dem besten Faß und dürre Wurst, Butter und Käse. Backe Eier und Schinken, daß es eine Art hat, denn diese Herren haben mich vom Tode durch die verdammten Spitzkugeln erlöst!

Die Frau that, was der Mann gesagt, und als die

Drei zum Appell kamen, meinte der Feldwebel, Jeder von ihnen habe so einen halben Freischärler im Kopfe. Dagegen protestirte sein Landsmann, der Cölner, indem er sagte: Es sei kein halber Freischärler, sondern ein ganzer Markgräfler.

Diesmal solle es ihnen durchgehen, meinte der Feldwebel, aber beim nächsten Male gäbe es Arrest. Worauf sich denn der Cölner vornahm, die Karte nicht mehr zu schlagen.



Da seh' ich das Lichtlein, auf dem der Löscher sitzt. Das mahnt an das Ende. So seid denn Gott befohlen, Ihr treuen Freunde Alle, und will's Gott, so sehen wir uns Anno 1856 wieder. Das walte Gott!



geschildert worden, als von **Trautmann**. Um den bayerischen **Christoph**, jenen großen, vorzugsweise katholischen Helden, gruppirt sich ein reiches, urkräftiges Zeitalter, das, wie der Nibelungenschatz im Bett des Rheines, lange unverstanden und ungewürdigt in alten vergessenen Charteken fortgeträumt hat, bis es von einer glücklichen Schatzgräberhand ans Tageslicht gefördert und zu neuer Gloria erweckt worden ist.

Eppelein von Gailingen

und was sich seiner Zeit mit diesem ritterlichen Eulenspiegel und seinen Spießgesellen im Fränkischen zugetragen.

Herausgegeben von

Franz Trautmann.

Mit 8 Illustrationen von Muttenthaler. 8. Geheftet. 24 Sgr. fl. 1. 24 kr. rhein.

Eppelein von Gailingen, der einst weitgefürchtete, ist einer der echtesten Repräsentanten des deutschen Mittelalters, ein Held an Ritterlichkeit, aber auch an unerschöpflicher List und Schalkheit. Die Meisterschaft Fr. Trautmann's in Vorführung alter Zeiten hat sich hier wieder glänzend bewährt. Eppelein, reich an abenteuerlichem Inhalt, wie Gil Blas, Don Quixote u. s. w, und genial unmittelbar in der Darstellung, wie Götz von Berlichingen, ist eine bedeutende Erscheinung der deutschen Erzählungsliteratur und sicher ein **echtes Volksbuch.** — T. Muttenthaler's höchst charakteristische Illustrationen verleihen dem Ganzen einen würdigen Bilderschmuck.

Drei Bücher deutscher Prosa

in

Sprach- und Stylproben

von Ulphilas bis auf die Gegenwart.

Herausgegeben von

Dr. Heinrich Künzel.

Drei Theile. Zweite wohlfeile Ausgabe. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr. rhein.

Dies ächte **deutsche National-Werk** sollte in keiner Hausbibliothek, sowie in den Büchersammlungen von Lehrern fehlen, und kann der Jugend und Fremden als **vollständigster Sprachschatz der deutschen Prosa** mit bestem Gewissen empfohlen werden.

---

den Stand setzt, sich ein klares Urtheil über den Entwickelungsgang der christlichen Lehren, Einrichtungen, Verfassungsveränderungen u. s. w. zu bilden. Die Zeitereignisse, und besonders das Hervortreten mancher Bestrebungen auf dem kirchlichen Gebiete haben auf vielen Seiten das Verlangen nach klarer, gemeinverständlicher, kirchengeschichtlicher Belehrung geweckt. Das vorstehende Werk kommt diesem Wunsche und Bedürfniß in einer Weise entgegen, welche auf den allgemeinsten Beifall rechnen darf. In seinen Fundamenten und Resultaten durchaus auf der Höhe der deutschen Wissenschaft stehend, setzt es an die Stelle der gelehrten Form der Darstellung jene, dem Gebildeten so zugängliche und erwünschte, der blühenden, spannenden Erzählung, welche jeden Hauptmoment der Entwickelung jedesmal in den interessanten Rahmen eines einzigen Vortrags bringt. Wir wissen daher unseren Gebildeten kein Buch zu empfehlen, das für unsere Zeit nöthiger, belehrender und zugleich unterhaltender wäre, als dieses neue Werk dieses vielfach anerkannten Schriftstellers.

Die Mythologie

der Asiatischen Völker, der Aegypter, Griechen Römer, Germanen und Slawen,

herausgegeben von

Dr. Konrad Schwenck,

Conrector am Gymnasium zu Frankfurt am Main.

Erster Band: „Die Mythologie der Griechen," für Gebildete und die studirende Jugend. Mit 12 Tafeln. gr 8. Geheftet. Rthlr. 2. 10 Sgr. fl 4 rhein.

Zweiter Band: „Die Mythologie der Römer." gr. 8. Geheftet. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rhein.

Dritter Band: „Die Mythologie der Aegypter." gr. 8. Geheftet. Rthlr. 1. 16 Sgr. fl. 2. 40 kr. rhein.

Vierter Band: „Die Mythologie der Semiten." gr. 8. Geheftet. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rhein.

Fünfter Band: „Die Mythologie der Perser." gr. 8. Geheftet. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rhein.

Sechster Band: „Die Mythologie der Germanen." gr. 8. Geheftet. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rhein.

Siebenter Band: „Die Mythologie der Slawen." gr. 8. Geheftet. Rthlr. 2. 26 Sgr. fl. 5 rhein.

☞ **Jeder Band ist einzeln zu haben.**

Verbindung mit den Tafeln seine Aufgabe höchst gründlich und umsichtig, so daß es von der Herzoglich nassauischen Regierung nicht nur zum Gebrauche bei dem Unterrichte in den Schullehrer-Seminaren zu Montabaur und Dillenburg, sondern auch zur Aufnahme in die Bibliotheken der nassauischen Volksschulen bestimmt wurde; aber es sollte in keiner Volks- und Bürgerschule fehlen, um der mehr herangereiften Jugend die Lehre vom menschlichen Körperbau zur klaren Anschauung in seiner Verbindung und in seinen einzelnen Theilen zu bringen.

Die Zierpflanzen

unserer Blumenbeete, Blumenklumpen, Blumengebüsche und Blumengestelle der Zimmer und Pflanzenhäuser.

Eine gedrängte Beschreibung der nöthigen Vorkenntnisse zur Pflanzen- und Blumencultur und möglichst abgekürzte, alphabetisch geordnete Aufzählung aller zu diesem Zweige der Gärtnerei gehörenden in- und ausländischen Land- und Topfpflanzen, ihre Vermehrung, Behandlung und Verwendung, von

A. F. Lenz,

kurfürstl. hess. Hofgärtner und Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften.

8. Zwei Bände, zusammen 966 S. broch. Rthlr. 2. 15 Sgr.
fl. 4. 24 kr. rhein.

Die Freunde schöner Pflanzen erhalten in diesem so vollständigen, als im Preise billig gestellten Werke eine ausführliche Übersicht aller, die Pflanzencultur angehenden Beobachtungen, vermöge welcher sie in ihren Studien wie im praktischen Verfahren zu den besten Resultaten gelangen müssen — Bei der zum Nachschlagen sehr geeigneten alphabetischen Anordnung des Buches wurde zugleich auf Beifügung der systematischen und Gattungsnamen gesehen. Diesen folgen die Angabe der Familie und Gruppe des natürlichen und die Klasse und Ordnung des künstlichen Systems, welcher sie angehören. Gleicherweise ist jeder Pflanze der Autor, der sie beschrieb, beigesetzt, die deutsche Benennung, die Varietäten, sowie die Angabe der Dauer und des Vaterlandes, wodurch die Cultur sehr erleichtert wird. Alles, was irgend Einfluß auf das Gedeihen der Pflanzen haben kann, ist sorgfältig angedeutet, sowie die eigentlichen botanischen und horticulturalen Vorkenntnisse im ersten Bande auf das Gewissenhafteste dargelegt sind.


Gott
zum Gruss